

Texte

Preis: 2,00€

über

Texte

Mainzer Zeitschrift für
Soziologie Studierende
Ausgabe 1/2014

Die kleinen Anpassungen und Änderungen, die Niklas Luhmann täglich an seinem Zettelkasten vornahm...



...sorgten allmählich dafür, dass sich dieser langsam von einem einfachen Nachschlagewerk...



...in ein komplexes Katalogisierungssystem bis schließlich zu einem nahezu vollwertigen Kommunikationspartner entwickelte.



"Und? Hat dir dieses Jahr jemand zum Geburtstag gratuliert? Wieder nicht? Hm, woran könnte das wohl liegen? ..."



... Wohl daran, dass ich dein einziger Freund bin. Dein EINZIGER!"



Wooo!!!



fachschaft
Soziologie

Vorwort von Niklas Martin im Namen der Fachschaft Soziologie

Habt ihr euch schon mal gefragt, weshalb ständiges „Warum?“-Fragen von Kindern so sehr nervt? Die Antworten auf diese Fragen fallen uns generell sehr schwer, da sie uns zwingen unser unhinterfragtes Wissen zu explizieren. Ebenso wie es Studierende der Soziologie oft in ihren Arbeiten tun. Schade nur, dass diesen Antworten kaum Beachtung geschenkt wird, da sie früher oder später auf einem USB-Stick oder in der Schublade eines Dozenten versauern.

Unser Anliegen mit dieser Zeitung ist es, eure Antworten in den Diskurs zu bringen. Wie gut eure Arbeit dabei bewertet wurde, ist irrelevant. Wichtig ist, ob euch das Thema interessiert und fasziniert hat, es zum Debattieren provoziert oder ihr euch schon immer mal gewünscht habt, dass überhaupt mal jemand außer euren Eltern das liest.

Dieses Magazin soll eine Möglichkeit darstellen, eure Arbeiten zu publizieren und ein Gefühl dafür zu bekommen, wie anderen Studierende ihre Arbeiten inhaltlich und formal umsetzen. Um dabei möglichst authentisch zu bleiben, wurden alle Texte ohne Änderungen übernommen.

Diese Zeitschrift soll aber nicht nur eine reine Publikationsplattform darstellen, sondern euch Anregen, die Texte zu kritisieren. Haltet ihr diese oder jene These für unhaltbar und kribbelt es euch schon in den Fingern, sie zu zerfetzen? Wir würden uns freuen, wenn unsere Zeitschrift und die Texte eurer Kommilitonen als Anlass zum Diskutieren dienen oder als Anregungen für eigene Arbeiten hilfreich sind.

Hat euch unsere erste Ausgabe gefallen? Würdet ihr gerne selbst einen Text veröffentlichen?

Dann hebt zumindest die letzte Seite auf, denn dort findet ihr einen Feedback-Bogen, mit dem ihr uns eure Meinung mitteilen könnt oder meldet euch per Mail mit einem ausführlichen Feedback. Gerne übernehmen wir auch eure eingereichten Texte in den folgenden Ausgaben.

Viel Spaß mit der ersten Ausgabe wünscht euch

die Fachschaft Soziologie,

insbesondere:

Niklas Martin, Isabelle Will, Clemens Fucker, Sarah Rau, Can Gani Cevik, Julia Haronska & Joscha Radlach

Vorwort von Dipl.-Soz. Björn Krey,

Mitarbeiter am Arbeitsbereich Soziologische Theorie und Gender Studies.

„Gute“ kommunikative Gründe für „schlechte“ soziologische Texte

Die Herausgeber der Zeitschrift für Soziologie werfen in ihrem Editorial zum Jahrgang 2014 die Frage nach den Gütekriterien auf, die man an einen soziologischen Text anlegen kann. Den Anlass hierfür bildet die Beobachtung, dass nur wenige Manuskripte aus den Bereichen qualitativer und theoretischer Forschung in der Zeitschrift zur Publikation gelangen. Die Ursachen sehen die Autorinnen u.a. darin begründet, dass das Schreiben in diesen Branchen soziologischer Arbeit wesentlich auf der individuellen „(Kunst-)Fertigkeit der einzelnen Autoren“ ruht, die „auch in einer guten qualitativen Methodenausbildung nicht ohne weiteres vermittelt werden“ kann. Hieraus folgt, dass die „Gestaltungsformen“ von qualitativer Forschungsliteratur vielfältiger sind und — eng hiermit verbunden — Texte hier „nur selten Einhelligkeit in den Beurteilungen“ erzeugen und „recht heterogene Einschätzungen auf sich“ ziehen (vgl. ZFS 2014: 2 f.).¹

Die Aussage, dass das Schreiben (und Lesen) wissenschaftlicher Texte „auch in einer guten Methodenausbildung nicht ohne weiteres vermittelt werden kann“, verweist m.E. nicht so sehr auf die Besonderheiten dieser praktischen Aktivitäten als eher darauf, dass der soziologischen Vorstellungskraft in dieser Hinsicht enge Grenzen gesetzt zu sein scheinen: Die Beobachtung, dass die Arbeit an und mit Texten im Schreiben und Lesen in den (Sozial-)Wissenschaften nur unzureichend vermittelt wird, ist buten und binnen des akademischen Betriebs nicht neu — eine Sachlage, die sich nicht zuletzt durch die Neukonzeption von Studiengängen im Rahmen des ‚Bologna-Prozesses‘ auch an diesem Institut eher noch zugespitzt hat. Dennoch scheinen Soziologen, die ja inzwischen einiges an Wissen über die praktische Logik professioneller Arbeit in den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern generiert haben, ihr eigenes Tun, scheinen die Frage, wie ‚gute‘ soziologische Texte geschrieben und gelesen werden, eher dem Schicksal individueller Synkrasien und der

¹ Editorial 2014, Zeitschrift für Soziologie 43 (1), S. 2-4

Vererbung kulturellen Kapitals zu überlassen, denn danach zu fragen, wie das Handwerk der Textarbeit adäquat vermittelt und eingeübt werden kann.

Ich möchte von daher dieses Vorwort zum Soziologie Magazin der Fachschaft nutzen, um die Frage nach den Gütekriterien soziologischer Texte (in der qualitativen, quantitativen und theoretischen Forschung) vom Kopf auf die Füße zu stellen: Was ein ‚guter‘ oder ein ‚schlechter‘ Text ist, d.h., die Lesart, die wir von einem Text entwickeln, entsteht in der praktischen Auseinandersetzung mit eben diesem Text — im Lesen und im Schreiben über das Gelesen und nicht zuletzt in der Diskussion des Textes mit Anderen in Seminaren, Kolloquien oder zu anderen Gesprächsanlässen. Den Herausgeberinnen der ZFS ließe sich in diesem Sinne entgegenhalten: Auch ein ‚schlechter‘ Text, d.h. ein Text, der nicht publiziert wird, weil er an den Gütekriterien der Gut-Achter scheitert, ist ein ‚guter‘ Text, ein Manuskript, über das ein Austausch zwischen Schreibenden und Lesenden entsteht und in dem Erstere Kommentare und Kritik von Letzteren bekommen. Eine wesentliche „(Kunst)Fertigkeit“ des Schreibens besteht also darin, Anlässe zu kreieren, in denen man Rückmeldungen zu einem Manuskript bekommt, an denen man sich im weiteren Schreiben orientieren und abarbeiten kann.

Das vorliegende Magazin ist in diesem Sinne ein — in Anlehnung an Harold Garfinkel formuliert — Hilfsmittel gegen ein trüges ‚Vorstellungsvermögen‘ in der soziologischen Methodenausbildung. Die Beiträge in diesem Magazin, sind Werkstücke, die wir im Zuge der soziologischen Arbeit immer wieder produzieren. Auch wenn die Werkbänke, an denen diese Stücke entstehen, manchmal im stillen Kämmerlein‘ lokalisiert sind, so ist das Schreiben wissenschaftlicher Texte doch vor allem ein inter-aktiver Prozess, der sich letztlich nur im Austausch mit Anderen erlernen lässt: was ist das Phänomen des Textes, wovon handelt er? was ist das begrifflich-konzeptuelle Werkzeug? wie wird argumentiert? wie methodisch vorgegangen? stimmt die Passung zwischen Begriffs- und methodischem Werkzeug? stellt das Ende eines langen Schachtelsatzes dem Anfang eben dieses Satzes ein Bein? laufen die Fäden der Argumentation zusammen? sind die Phänomene übertheoretisiert? die Daten analytisch unterkomplex behandelt?

Es gibt in diesem Sinne also ‚gute‘ kommunikative Gründe für ‚schlechte‘ soziologische Texte. Wenn die Worte ‚gut‘ und ‚schlecht‘ hier in Anführungszeichen gesetzt wurden, dann möchte ich damit eine Distanzierung zu diesen Qualifizierungen markieren und zugleich auf die literarische Quelle verweisen, an die diese Formulierung angelehnt ist. In seiner Studie über Patientenakten in Krankenhäusern kommt Harold Garfinkel zu dem Schluss, dass eine

Akten- und Datenverwaltung im klinischen Bereich, die aus einer formalen Perspektive defizitär erscheint, gute praktische Gründe haben kann: Die Unlesbarkeit medizinischer Akten für außenstehende Gutachterinnen, Wissenschaftlerinnen und andere führt er auf die routinisierten Arbeitsabläufe in Krankenhäusern zurück, in und mit denen die Akten ‚Sinn machen‘. Aus dieser Perspektive gibt es gute‘ organisationale Gründe für schlechte‘ medizinische Akten (vgl. Garfinkel 1967: 186 f.).² Auf den Fall soziologischen Schreibens übertragen ließe sich folgern: Die Texte, an denen wir arbeiten, können Sinn machen‘ schon bevor und unabhängig davon, ob und wie sie begutachtet und benotet werden. Wir können und sollten sie als Arbeitspapiere nutzen, die wir zirkulieren lassen können, um uns mit Kollegen, Kommilitonen und Betreuerinnen an die soziologische Werkbank zu stellen und in die aktive Auseinandersetzung darüber zu kommen, wie Schreiben geht.

² Harold Garfinkel 1967: “Good” organizational reasons for “bad” clinical records; in: ders.: Studies in Ethnomethodology; Cambridge: Polity Press, S. 186-207

Inhaltsverzeichnis

S.6./ Philip Lambrix/ Essay:

Ein Auge zudrücken. Selbstverständlichkeit und Verständigung

S.17./ Patricia Thomas/ Essay:

Die Lücke im Programm. Eine techniksoziologische Analyse des „Fernsehabends“ von Lorient

S.23./ Hannah Lutz/ Exzerpt:

Kommunikationsstörungen anhand der Theorie des kommunikativen Handelns

S. 28./ Sarah Rau/ Hausarbeit:

Inwiefern gibt es eine Beeinflussung von Interaktionen in Momenten der Geselligkeit durch die Nutzung von Smartphones?

S.46./ Joscha Radlach/ Essay:

Ein Zettelkasten als Kollege? Luhmann und Latour im Vergleich.

S.53./ Julia Haronska/ Essay:

Eine Fahrstuhlfahrt mit Hirschauer und Garfinkel. Ein Krisenexperiment zur Erzeugung sozialer Ordnung im Selbstversuch.

S.59./ Clemens Fucker/ Hausarbeit:

Der Chiemgauer. Eine Regionalwährung

S.73./ Niklas Martin/ Exzerpt:

Distinktion durch konstruierte Wissenshorizonte

S. 77./ Alina Rebein/ Essay:

Akustische Diskriminierung als Teenagerabwehr

S.84./ Rückmeldebogen

Studium generale Übung Msc/MA: Argumentation, Kommunikation, Rhetorik

Dr. Daniel Schmicking

Ein Auge zudrücken. Selbstverständlichkeit und Verständigung^{*}

Philip Lambrix

Adresse

Matr.-Nr.: xxxxx
xxxx@students.uni-mainz.de

* Knapp ein Dreivierteljahr nach seiner Verfertigung habe ich den Essay für diese Veröffentlichung leicht überarbeitet. Das heißt (mehr oder weniger) konkret, dass ich mir erlaubt habe: den Titel zu ändern, einige formale Fehler zu korrigieren, einen zusätzlichen Literaturverweis einzufügen, und einen kleinen Absatz zu streichen. Ich erlaube mir zudem folgende Distanzierung: Der Aufsatz liest die Ethnomethodologie in einer Weise (Fokus auf „Erkennen“ und „Verstehen“), die ich heute als tendenziell (!) *intellektualistisch*, *epistemologisch*, oder *phänomenologisch*, jedenfalls als nicht genügend *praktisch* bezeichnen würde.

Einleitung

Wir glauben gemeinhin – so meine ich – zu wissen, was wir meinen mit dem was wir sagen. Gegen diese Auffassung möchte ich im Folgenden argumentieren. Genauer gesagt ist es die Idee, wir könnten bei Bedarf erklären, was ein Wort *bedeutet*, gegen die ich mich wende. Wir kommunizieren im Alltag auf dem Boden dieser Überzeugung, im Vertrauen auf eine Art Notbremse der Bedeutung. Wie sich herausstellen wird, ist der Glaube an die Notbremse womöglich gerade das Schmierfett der Kommunikation.

Eine handliche Form findet dieser Glaube in der Institution des Bedeutungswörterbuchs. Sollte ich die Bedeutung eines Wortes vergessen oder nie gewusst haben, so finde ich sie in ihm niedergeschrieben. Denn ein „Bedeutungswörterbuch“ ist laut Wiktionary – einem ebensolchen – ein „Wörterbuch, das vor allem die Bedeutungen der aufgeführten Wörter erklärt“. „Muffe“ bedeutet laut Duden online beispielsweise: „Verbindungsstück (in Form eines Hohlzylinders), durch das zwei Rohre verbunden werden“. Im Englischen heißt das Bedeutungswörterbuch *defining dictionary*. Es besteht also aus *Definitionen* von Wörtern. Mit Follesdal et al. können wir diese Definitionen identifizieren als *intensionale* Definitionen, da sie „die Bedeutung eines Ausdrucks in der gleichen Sprache [angeben], zu der der Ausdruck selbst gehört“ (1988: 280). Für sie sind Definitionen von Wörtern jedenfalls äußerst nützlich, denn sie „erklären, was wir mit ihnen meinen“ (1988: 277). Und da „für unser Kommunizieren [...] Mehrdeutigkeiten, Ungenauigkeiten etc. eher ein Hindernis“ sind, sollten wir „stets klar sagen, was wir meinen“ (1988: 278).

Ich möchte im Folgenden eine andere Perspektive auf die Fundamente unserer Verständigung einnehmen: Was, wenn für gelingende Kommunikation – und für die soziale Ordnung unserer Welt überhaupt – gerade entscheidend ist, dass wir *nicht* erklären, was wir meinen? Der Soziologe Harold Garfinkel hat die These vorgebracht, wir seien alle „engaged in concerted meaning differently than [we] can say in just so many words“ (Garfinkel/Sacks 1969: 183). In seiner Nachfolge stellt John Heritage pointiert fest, dass der Versuch die von Follesdal et al. angeprangerte Ungenauigkeit der Sprache zu reparieren dem Gedanken gleichkomme, dass, „if the walls of a building were only gotten out of the way one could see better what was holding the roof up“ (1984: 161).

I. Die Unabschließbarkeit der Bedeutungsexplikation

Schauen wir uns die Definition von „Muffe“ genauer an, die uns der Duden liefert. Tatsächlich wusste ich bevor ich diese Zeilen schrieb, dass das Wort existiert, aber nicht mehr, was man damit genau meint. Nehmen wir an, ich sei in einer Heimwerkeranleitung in einem Internetforum darauf gestoßen. Um nicht ganz dumm dazustehen, bemühe ich den Duden, bevor ich mich auf den Weg in den Baumarkt mache. Die Erklärung stellt mich zufrieden – ich weiß nun, was gemeint ist. Hätte ich etwas weniger Phantasie und könnte mir nicht erklären, was ein Hohlzylinder ist, würde vielleicht auch das noch nachschlagen. Dann aber schleunigst in den Baumarkt.

Was aber, wenn ich weder die Bedeutung des Wortes „Zylinder“, noch den geometrischen Sinn von „Mantel“ kenne, den wiederum der Dudeneintrag zu „Zylinder“ voraussetzt? Letztlich besteht die Bedeutungsexplikation eines Wortes aus anderen Wörtern, die mit wieder anderen erklärt werden müssten. Wollte man die Bedeutung eines Wortes vollständig explizieren, käme man aus dem Nachschlagen gar nicht mehr heraus – eine unendliche Verweisungskette.³

Spätestens bei Wörtern wie „in“ (wie in: „in Form eines Hohlzylinders“) gerät der Duden ins Straucheln. Er kommt nicht ohne die Ausdrücke „im Innern“ oder „innerhalb“ aus: „kennzeichnet den Ort eines Geschehens, eines Zustands, eines Vorkommens usw. als im Innern, innerhalb von etwas Bestimmtem gelegen“ (Duden) – verdächtig nah an der von Follesdal et al. beschriebenen *Zirkeldefinition* (vgl. 1988: 282f.). Die Zirkeldefinition im engeren Sinn macht aber das Schwarze-Peter-Spiel der Bedeutungsexplikation nur besonders sichtbar. Sie ist gewissermaßen Bedeutung im Zeitraffer.

Die Unabschließbarkeit der Bedeutungsexplikation scheint uns alltäglich allerdings kaum zu stören. Allein das Bedeutungswörterbuch zur Hand zu nehmen, könnte mir den Vorwurf einhandeln, es zu genau zu nehmen. Man stelle sich erst den Klempner vor, der, von seinem Kollegen um die Muffe gebeten, erst einmal den Duden auspackte – wie war das noch gleich mit dem Volumen eines Zylinders? Und wenn man schon nachschlägt, dann verbietet es sich in der Regel, dem Pfad der Verweisungen weiter als ein bis zwei Einträge lang zu folgen.

³ Das ist wohl ein Teil dessen, was de Saussure mit dem Systemcharakter der Sprache meinte. (vgl. 1931: 136)

Ansonsten könnte man schnell in die Lage des Kleinkinds kommen, dass seine Eltern durch hartnäckiges „Warum?“-Fragen zur Weißglut bringt. Es zwingt sie zur Explikation gewusst-gegläubter Bedeutung.

II. Mechanismen der Fraglosigkeit

Soziologisch muss man sich allerdings fragen, warum sich das Fragen verbietet: Welche Mechanismen stecken hinter der Fraglosigkeit?

II.1. Sanktionierte Selbst-Verständlichkeit

Ein Grund könnte sein, dass der Duden ein Wort mit Mauerblümchenstatus wie „Muffe“ mit Allerweltswörtern erklärt, deren Bedeutung wir zu kennen glauben – die sich „von selbst verstehen“: „Rohr“, „Zylinder“, „durch“. Der Trick des Bedeutungswörterbuchs ist also gewissermaßen der Rückgriff auf das, was Follesdal et al. im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Definitionen *primitive Terme* (vgl. 1988: 289) nennen. Vermutlich deshalb treten Zirkeldefinitionen vermehrt bei „elementaren“ Wörtern auf. Das verweist gleich auf mehrere interessante Aspekte: erstens auf das, was man mit Harold Garfinkel die „taken-for-grantedness“ (vgl. 1967:37), die Selbstverständlichkeit zentraler Eigenschaften der Alltagswelt nennen könnte. Es scheint eine Art Inventar unhinterfragbarer, nicht mal als verstehensbedürftig betrachteter Wörter zu geben. Was Follesdal et al. vielleicht „unbeabsichtigt meinen“, wenn sie von „primitiven“ Termen sprechen, ist, dass diese Ausdrücke womöglich auf Grundfesten unseres Denkens verweisen, gewissermaßen als Erkenntnisapparat in Aktion. Soziologisch böte sich an, auf die Alltagssprache nicht nur *aufzubauen*, sondern an ihr *anzusetzen*, also die ohnehin unweigerliche Ressource zum Gegenstand zu machen.

Möchte man das Ganze weniger „substantialistisch“ betrachten, könnte man die Selbst-Verständlichkeit statt als Eigenschaft *bestimmter* Ausdrücke als Ausdruck einer Eigenschaft des Spiels „Bedeutung“ fassen: Verstehen findet nicht am Schreibtisch – oder im berühmten „armchair“ – statt, sondern in Handlungszusammenhängen. Wir haben praktisch (!) *gar nicht die Zeit*, weiterzufragen. Im Grunde sind also *alle* Definitionen „*working definitions*“ – sie

gelten bis auf Weiteres, „for all practical purposes“ (Garfinkel 1967: VII).⁴ Das trifft auch auf Schreibtischdefinitionen zu, denn schließlich ist auch Schreibtischarbeit *Arbeit*, auch die Theorie ist Praxis. (vgl. Bourdieu 1980)

Zu spüren bekamen diese Selbst-verständlichkeit Soziologiestudenten an der University of California in den sechziger Jahren, die eine ähnliche Erfahrung machten wie das Kleinkind in der „Warum-Phase“: Professor Garfinkel schickte sie ins Feld mit dem Auftrag, „commonplace remarks“ (1967: 42) ihrer Gesprächspartner zu hinterfragen. Wir bewegen uns damit nun weg von der etwas sterilen Umgebung der Wörterbuchdefinitionen und hin zu alltäglichen Gesprächen. Im Fokus stehen daher nicht mehr handliche Wortbedeutungen⁵, sondern größere und vagere Einheiten des Sprechens. Wenn man diese Unterscheidung denn treffen möchte, bewegen wir uns freilich auch von der Semantik zur Pragmatik.⁶ Das Ergebnis jedenfalls liest sich meist in etwa so:

- (S) Hi, Ray. How is your girl friend feeling?
(E) What do you mean, „How is she feeling?“ Do you mean physical or mental?
(S) I mean how is she feeling? What's the matter with you? (He looked peeved.)
(E) Nothing. Just explain a little clearer what do you mean?
(S) Skip it. How are your Med School applications coming?
(E) What do you mean, „How are they?“
(S) You know what I mean. [...] (1967: 42)

„Du weißt schon was ich meine“, war bezeichnenderweise die wohl häufigste Entgegnung auf die lästigen Fragen. Hier wird Verstehen vorausgesetzt und im Zweifelsfall nachdrücklich eingefordert. Mit einem gewissen Stolz berichtet Garfinkel über den Schaden, den er mit seinen teilweise noch gewagteren Experimenten anrichtete – „astonishment, bewilderment, shock, anxiety, embarrassment, and anger“ (1967: 47) seien gängige Reaktionen gewesen – und kommentiert süffisant: „only rarely did they [die Versuchspersonen] find the experience instructive as the student argued that it was supposed to have been.“ (1967: 48f.) Denn was er zeigen wollte, ist gerade dieser (affektiv) sanktionierte Charakter des fraglosen Verstehens. Dass wir verstanden werden ist eine alltagsweltliche *Hintergrunderwartung* (vgl. 1967: 36),

⁴Wollte man weiterdenken, würde man wohl darauf stoßen, dass Bedeutung letztlich außerhalb von Wörtern liegt, beziehungsweise *in* deren Gebrauch. So erklärt sich vielleicht auch die Zirkularität des Unterfangens, Wortbedeutung mit Wörtern erklären zu wollen. Doch zum Weiterdenken fehlt mir hier die Zeit, andere haben das getan (Wittgenstein 1953).

⁵Mir scheint, dass für die Beschäftigung mit dem Phänomen Bedeutung die Beschränkung auf einzelne Wörter einen gehörigen Bias mit sich bringt.

⁶Ich möchte sie eigentlich nicht treffen, denn ich bin der Meinung, dass nichts ohne Kontext geschieht (siehe II.2.). Jedes Sprechen will etwas sagen (vgl. Bourdieu 1982).

mit Blick auf Alfred Schütz⁷ auch „*attitude of daily life*“ (1967: 37; Herv. P.L.) genannt. Im Hintergrund ist sie insofern, als sie „*seen but unnoticed*“ (1967: 36) oder eben „*taken for granted*“ ist – erst ihre Nicht-Erfüllung fällt auf. Daher auch die berühmt-berüchtigt gewordenen „*breaching experiments*“. Sie sollen Erwartungen „brechen“ und so das die Hintergrunderwartungen sichtbar machen, die unsere Welt strukturiert.

Typisch für das von Garfinkel angestoßene Forschungs- und Denkprogramm der *Ethnomethodologie* ist nun, dass es versucht, den Ort, an dem soziale Ordnung produziert wird, nicht in den *Köpfen* der Gesprächsteilnehmer zu belassen. Aus Erwartungen und Einstellungen werden so Praktiken, Methoden – daher der Name –, kurz eine *Arbeit* (vgl. Garfinkel/Sacks 1969: 163f.). Der Begriff der Arbeit erfüllt dabei eine doppelte Funktion: Er „ent-mentalisiert“ die Methoden des alltäglichen Verstehens erstens, insofern er eine *Tätigkeit* impliziert, und nimmt ihnen zweitens, indem er einen *Aufwand* suggeriert, die Selbstverständlichkeit, die ihnen ihr „*seen but unnoticed*“-Charakter verleiht.

II.2. Gemeintes und Gesagtes

Welche sind nun die Methoden – die oben in Aussicht gestellten Mechanismen der Fraglosigkeit – die es ermöglichen, dass Bedeutung unerklär bleibt – und doch funktioniert? Neben der schon im letzten Abschnitt angesprochenen Einbettung von Bedeutung in „*practical purposes*“ Verrichtungen, die uns beim Übersehen von Unklarheiten hilft, steht für Garfinkel etwas im Zentrum, das er in Anlehnung an Karl Mannheim die *dokumentarische Methode der Interpretation* (vgl. 1967: 78) nennt. Sie besteht im Wesentlichen darin, das Gesagte zum Anzeichen („*the document of*“ (Garfinkel 1967: 78)) eines zugrundeliegenden Gemeinten zu machen – eben zu einer *Äußerung*. So verleihen wir etwa den verstreuten Äußerungen eines Menschen Kohärenz, Struktur – *Sinn* –, indem wir sie als Ausdruck einer Meinung, Überzeugung (vgl. 1967: 79) oder Absicht (vgl. 1967: 89ff.) hören. Dass das Gesagte immer in einem Ausdrucks-, Dokumentations- oder Zeichenverhältnis (vgl. Garfinkel 1967: 96) zum Gemeinten steht, räumt uns einen Spielraum ein: Wir gestehen dem anderen immer zu, mehr zu meinen, als das was er sagt, und sind selbst bereit, herauszufinden, „*what a person is 'talking about' given that he does not say exactly what he means*“ (Garfinkel 1967:

⁷Auf die tiefen Wurzeln der Ethnomethodologie in der Schützchen Sozialphänomenologie, sei hiermit hingewiesen, aus Platzgründen aber nicht weiter eingegangen.

78).

Dieser Sinnpuffer – gewissermaßen die „Federung“ des „common sense“ – erlaubt uns, hinwegzuhören über so manchen Stolperstein des Verstehens. So geschehen in einem von Garfinkels Krisenexperimenten. Es ähnelt Searles Chinesischem Zimmer (beziehungsweise umgekehrt), nur dass der Fokus auf dem Menschen *vor* der Zimmertür liegt. Garfinkel machte Studenten weis, sie nähmen an einem Experiment zu (psychologischen) Beratungstechniken teil. Auf als Entscheidungsfragen gestellte Fragen zu ihren persönlichen Problemen bekamen sie eine Reihe in Wirklichkeit zufällig generierter Ja/Nein-Antworten, und sollten diese dann kommentieren. Oft stellten die Probanden trotzdem Mehrfachfragen und erhielten nur eine Antwort, die „Ratschläge“ schienen unvoreteilhaft, oder zwischen ihnen ergaben sich gar Widersprüche. (vg. Garfinkel 1967: 89ff.) Angesichts der teilweise also klaffenden Abgründe des Un-Sinns begannen die Versuchsteilnehmer eine immense „Arbeit des Dokumentierens“ (vgl. Garfinkel 1967: 94) (im oben beschriebenen Sinn von „Dokument“) zu leisten. Zwei sich auf den ersten Blick stark widersprechende Ratschläge konnten miteinander versöhnt werden, indem der Proband eine zugrundeliegende Absicht des Beraters „re“-konstruierte. (vgl. Garfinkel 1967: 91) War das nicht möglich, fand er Gründe (vgl. Garfinkel 1967: 90) dafür – dem Berater fehlen Informationen –, und lieber als gar keine Absicht unterstellte er dem „Berater“ eine Täuschungsabsicht und suchte dann nach *deren* rotem Faden. (vgl. 1967: 91)

Zu Hilfe kommt uns bei unserer Deutungsarbeit die Zeitlichkeit des Gesprächs. Ein Gutteil unseres „sensemaking“ beruht auf einer Technik, die Garfinkel das „retrospective-prospective review“ (1967: 93) nennt: Nicht nur verstehen wir einmal Gesagtes im Lichte einer neuen Äußerung neu – Versuchsteilnehmer gaben sogar ihren *eigenen* Fragen post hoc einen anderen Sinn, um der Antwort Sinn stiften zu können (Garfinkel vgl. 1967: 90) –, sondern wir warten mit der Sinnzuschreibung auch auf kommende Äußerungen (vgl. 1967: 90). Die Tür steht immer einen Spalt weit offen – und *irgendwie* stört uns das gar nicht. Der retrospektiv-prospektive Charakter von Bedeutung ist Ausdruck der für die Ethnomethodologie sehr grundsätzlichen *Reflexivität* (Garfinkel/Sacks 1969, S. 160) von Gesprächen. Das wiederum schlägt sich im ethnomethodologischen Kontextbegriff nieder: „Kontext“ ist nicht (nur) ein geteilter Wissensvorrat (vg. 1967: 38), die Biographie der Gesprächsteilnehmer (vgl. Garfinkel 1967: 39), ihre Beziehung (vgl. 1967: 40), oder das Setting des Gesprächs, sondern eben auch das Gespräch selbst. Die Basis für die

Interpretation von Äußerungen verschiebt sich kontinuierlich *mit* jeder Äußerung. (vgl. Garfinkel 1967: 40; Garfinkel/Sacks 1979: 160)

Kontext ist umso wichtiger, als Garfinkel den Begriff der Indexikalität (1969, S. 161) über seinen traditionellen Anwendungsbereich – Wörter wie „wir“, „jetzt“ oder „hier“ – hinaus auf die gesamte Sprache ausdehnt. Für ihn ist *jedes* Wort indexikalisch, insofern es keine zwei mal exakt dasselbe bedeutet. (vgl. Garfinkel/Sacks 1969, S. 179) Bedeutung wird nicht um Kontext ergänzt, sondern geht in diesem auf. (vgl. Garfinkel/Sacks 1969, S. 176) Zielscheibe ist indirekt Saussures Konzept der Sprache als in den Köpfen abgelegter „Code“ (1931: 16f.) der Zuordnung von Lauten zu Vorstellungen – Bedeutung als „precoded entries on a memory drum“ (Garfinkel 1967: 41). Umso fragwürdiger wird auch die Idee einer Art zentralen Bedeutungsregisters – die „Wörterbuch-Vorstellung“ von Bedeutung.

Für die dokumentarische Methode der Interpretation heißt das: Das aus den Äußerungen erschlossene Gemeintem ist Interpretationsbasis für die Äußerungen, aus denen es sich ableitet. (Garfinkel vgl. 1967: 89) Ebenso veränderten im Experiment die Ratschläge in den Augen der Probanden kontinuierlich das zur Debatte stehende Problem, und umgekehrt. (vgl. Garfinkel 1967: 90) Diese Reflexivität vor Augen reklamiert Garfinkel für Alltagsgespräche eine ähnliche Unabschließbarkeit der Bedeutungsexplikation, wie ich sie oben im Zusammenhang mit Definitionen postuliert habe: „over the course of their talk it is not known and is never, not even 'in the end', available for saying in so many words just what they are talking about.“ (1969: 164)

II.3. Ein Auge zudrücken

Die Vermittlung zwischen Gemeintem und Gesagtem ist jedoch nur *ein* Anwendungsbereich der dokumentarischen Methode. Laut Garfinkel dient sie unter anderem auch dem Erkennen von Postboten. (vgl. 1967: 78) Um das zu erläutern, sei nun ein kurzer Ausblick auf die allgemeine Stoßrichtung der Ethnomethodologie gewagt: Kein Postbote gleicht dem anderen. Um trotzdem jeden einzelnen als einen Fall, eine Realisierung des Dings „Postbote“ sehen zu können, müssen wir *hinweg*-sehen über zahlreiche Eigenheiten (vgl. Garfinkel/Sacks 1969: 165). Es ist, als müssten wir permanent ein Auge zudrücken, um die Erkennbarkeit und Mittelbarkeit (vgl. 1969: 163) – die „accountability“ (1969, S. 161) – von etwas *als etwas* herzustellen. Indem wir den Mann, der ein schmales Ding in einen Schlitz

wirft – und natürlich steckt auch *dahinter* schon einiges an Arbeit –, zum *Postboten* machen, verleihen wir ihm *Normalität* (vgl. 1967: 93f.). Wir erkennen etwas nicht einfach als *irgend-*etwas, sondern bringen es in Einklang mit unserem Wissen von der Ordnung der Dinge: Der Postbote bringt Briefe. Sollte er sich anstellen, den Müll mitzunehmen, würde uns das schnell auffallen. So – und nicht zuletzt indem wir dann auf dieser Basis handeln – helfen wir dem Postboten gewissermaßen dabei, Postbote zu sein. Wir bringen soziale Ordnung hervor.

Indem wir die Welt mittels der dokumentarischen Methode erkennbar und mitteilbar machen, schaffen wir gleichzeitig eine im Wesentlichen für jeden *gleiche* und *verbindliche*, d.h. *objektive* (vgl. 1967: 65) Welt. Ich kann im Postboten nicht ungestraft den Milchmann sehen. Das Problem, dem sich die Ethnomethodologie stellt, ist also letztlich das klassische Problem der Intersubjektivität: Die Bedingungen der Möglichkeit einer gemeinsamen Welt vor dem Hintergrund der eigentlich unüberbrückbaren Gräben zwischen den Bewusstseinsströmen einzelner Subjekte. Das *gegenseitige* Verstehen, für Garfinkel die Vermittlung zwischen Gesagtem und Gemeintem, ist eine Ausprägung dieser Arbeit des Auge-Zudrückens, die die Intersubjektivität gewährleistet.

III. Die Notbremse als Schmierfett

Bisher habe ich das Bild einer Kommunikation gezeichnet, in der Fraglosigkeit die Norm ist. Nun kommt es ja in Gesprächen durchaus vor, dass Unverständnis thematisch wird. Wir ziehen dann die Notbremse und tun das, was wir als „erklären, was wir [...] meinen“ (Follesdal et al. 1988: 277) bezeichnen. Wenn wir aber eigentlich so gut ohne sie auskommen, wie lässt sich dann in der hier vertretenen Perspektive die wiederkehrende Nutzung der Bedeutungsexplikation erklären? In Garfinkels Terminologie ist das Erklären-was-wir-meinen Bestandteil des „formulating“ (1969: 170): „saying-in-so-many-words-what-we-are-doing (or what we are talking about, or who is talking, or who we are, or where we are, etc.)“ (1969: 171; Herv. P.L.) „Formulations“ (1967: 167) sind für Garfinkel Explizierungsversuche, die darauf abzielen, die oben beschriebene Indexikalität der Sprache zu „reparieren“ (vgl. 1969: 161) – aufgrund des *wesentlich* kontextualen Charakters der Sprache (vgl. 1969: 176) freilich vergeblich. Er legt allerdings Wert darauf, dass „formulating“ nicht nur nicht – wie hoffentlich deutlich geworden – die Methode *ist*, mittels derer wir vernünftige Kommunikation hervorbringen, sondern von uns auch gewöhnlich nicht *dafür*

gehalten wird. (Garfinkel 1969: 174f.) Viel eher – so Garfinkel – halten wir es für ein Ärgernis (vgl. 1969: 174), für langweilig, überflüssig oder übergenau. Dieser Diagnose möchte ich mich nur teilweise anschließen. Sicherlich gilt die Bedeutungsexplikation nicht als Brot-und-Butter-Geschäft der Verständigung, aber wie Follesdals Lehrbuch zeigt, scheint die Fiktion der *Möglichkeit* der Klärung etwas Beruhigendes zu haben. Sie transportiert ein idealisiertes Bild von Bedeutung und täuscht damit über den Abgrund der Intersubjektivität hinweg. In diesem Sinne ist eine falsche Vorstellung von der Funktionsweise der Kommunikation womöglich selbst Teil ihres Funktionierens.

Schluss

Was ich also nicht wollte, ist die Nützlichkeit von Wörterbüchern und Definitionen zu bestreiten oder lediglich einen Irrglauben aufzudecken. Vielmehr sollte es darum gehen, den Irrtum als Form des Wissens zu sehen, die es soziologisch – philosophisch, kulturwissenschaftlich, etc. – fruchtbar zu machen gilt. In diesem Sinne hoffe ich gezeigt zu haben, wie es uns gelingt, uns unbemerkt nicht zu verstehen, und gerade dadurch das zu leisten, was wir „Verstehen“ nennen – ohne freilich wiederum zu merken, dass wir unter Verstehen etwas anderes verstehen, als das, was es eigentlich ausmacht. Garfinkel formuliert es dunkel aber bewundernswert: „Emphatically, that does not mean that speakers do not know what they are talking about, but instead they know what they are talking about *in that way.*“ (1969: 164; Herv. P.L.)

Literaturverzeichnis

Bourdieu, Pierre, 1980: *Le sens pratique*. Paris: Les éditions de minuit.

Bourdieu, Pierre, 1982: *Ce que parler veut dire*. Paris: Fayard.

Duden online (<http://www.duden.de>; am 30.09.2013)

Follesdal, Dagfinn/Elster, Jon/Walloe, Lars, 1988: *Rationale Argumentation. Grundlagen der Kommunikation und Kognition*. Berlin; New York: de Gruyter.

Garfinkel, Harold, 1967: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs; New Jersey: Prentice-Hall.

Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey [1969]1986: *Formal Structures of Practical Action*. In: Garfinkel, Harold (Hg): *Ethnomethodological Studies of Work*. S. 157–190 New York: Routledge.

Heritage, John, 2008 [1984]: *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.

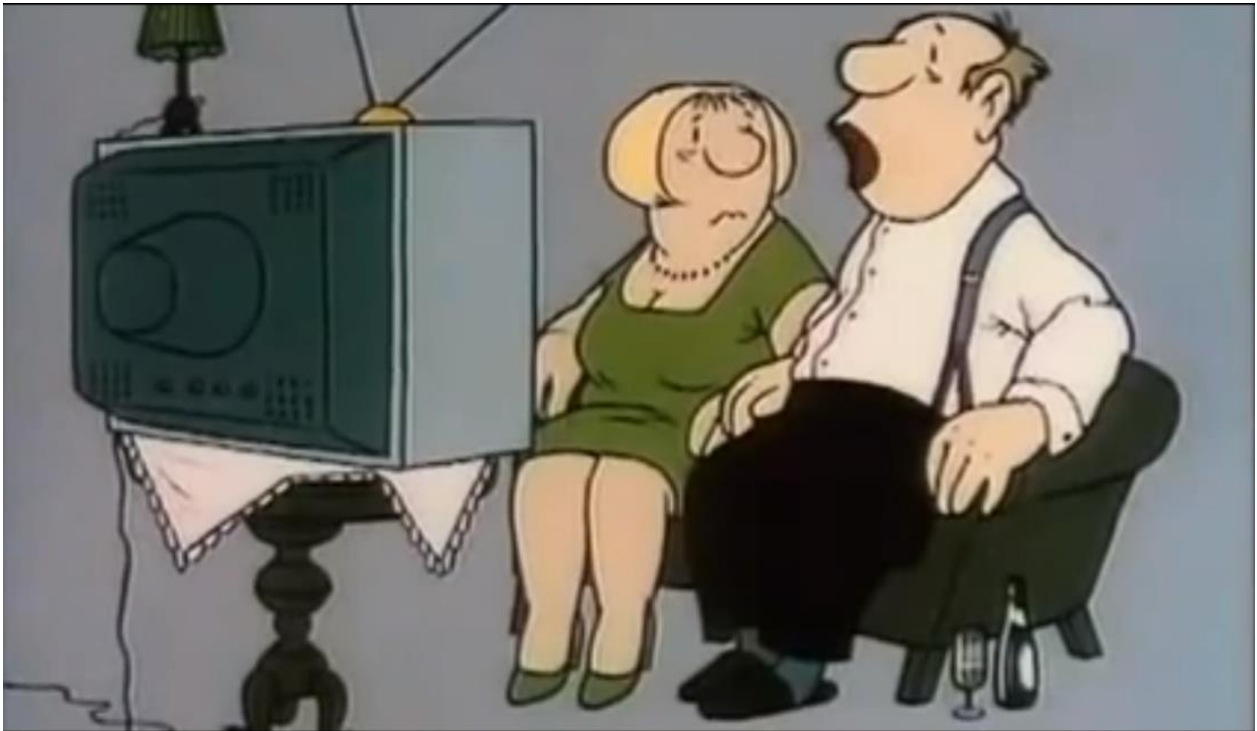
Saussure, Ferdinand de, 1931: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin; Leipzig: Walter de Gruyter & Co.

Wiktionary, das freie Wörterbuch (<http://de.wiktionary.org/wiki/Bedeutungswörterbuch>; am 30.09.2013).

Wittgenstein, Ludwig, 2011 [1953]: *Philosophische Untersuchungen*. Berlin: Suhrkamp.

Die Lücke im Programm

Eine techniksoziologische Analyse des „Fernsehabends“ von Lorient



„Ich lasse mir von einem kaputten Fernseher nicht vorschreiben,
wann ich ins Bett zu gehen habe!“
(Lorient 1977: Min. 2:31-2:38)

Vor beinahe genau zwei Jahren starb Vicco von Bülow, besser bekannt unter dem Künstlernamen Lorient. Er zählt zu den bedeutendsten deutschen Humoristen. Thema vieler seiner Sketche, Zeichentricks und Filme sind alltägliche Szenen, in denen Absurditäten im Alltag beobachtet und sein eigenes kleinbürgerliches Gesellschaftsmilieu parodiert werden (Augsburger Allgemeine 2011). Obwohl Lorient sich dem Thema der Soziologie weniger wissenschaftlich als vielmehr humoristisch nähert, ist es aufgrund dieses starken Bezugs zum Alltäglichen in seinen Werken nicht verwunderlich, dass er 2010 zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie ernannt wurde (Röcke/ Steinbicker 2010: 545).

Um Alltägliches geht es auch in Bruno Latours Werk „Kleine Soziologie alltäglicher Gegenstände“. Wie der Titel schon besagt, weitet Latour in seinem Ansatz die Soziologie auf die Dingwelt aus. In seiner Theorie wird die These aufgestellt, dass Technik und Soziales ungetrennt voneinander in Netzwerken miteinander verknüpft sind (Latour 1993: 26). Menschen handeln nach dem Theoretiker zusammen mit Dingen in Assoziationsketten, in denen die Unterscheidung von Assoziation und Substitution den Gegensatz von Mensch und Technik ersetzt. In jedem Netzwerk besitzen die Akteure Aktionsprogramme. Sobald diese gestört werden, entstehen Gegenprogramme. Dies geschieht auch aufgrund der Veränderung der Bündnisse im Gefüge durch Hinzufügung und Ersetzung von Akteuren und ihren Zuständen (ebd.: 21). Latour unterscheidet veränderbare Existenzen und relativ stabile Essenzen, sogenannte Black Boxes. Technische Akteure besitzen meist mehr Stabilität, weil sie Black Boxes sind, bei deren Öffnung mehrere menschliche und nicht-menschliche Akteure zum Vorschein kommen (Bonz 2007: 3). Jede Interaktion weist außerdem durch die Assoziationskette und das Netzwerk, in das sie eingebunden ist, über ihre räumlichen Grenzen hinaus und bindet zahlreiche nichtanwesende Teilnehmer mit ein (Latour 2001: 239). Eine technische Neuerung verändert die Assoziationskette, indem Akteure hinzugefügt oder ersetzt werden und hat damit auch Auswirkungen auf das soziale Leben. Die Entwicklung der Technik kann also nicht getrennt von der Entwicklung des Sozialen verstanden werden und umgekehrt (Latour 1993: 24-26). Zudem kann die Technik als Mittler dienen, der soziale Beziehungen nicht nur ausdrückt, sondern mitkonstituiert. Als Beispiel nennt Latour einen Schlüssel in Berlin, der von seinen Benutzern einen disziplinierten Umgang mit der Haustür erzwingt. Es gibt also technische Gegenstände, die die Möglichkeit haben, Menschen ein bestimmtes Verhalten vorzuschreiben (ebd.: 48 f.).

Verhaltensvorschriften durch technische Gegenstände werden unter anderem nun auch in Lorient's Zeichentrickfilm „Fernsehabend“ aufgegriffen. Ein Ehepaar sitzt vor seinem kaputten Fernseher und blickt in die Richtung des Geräts, als sei es noch funktionstüchtig. Das Nichtfunktionieren des Fernsehers unterbricht die abendliche Routine, doch anstatt eine alternative Abendplanung zu entwerfen, verharrt das Paar unverändert und diskutiert über die Unnötigkeit, in den kaputten Fernseher zu blicken. Dabei wird dem jeweils anderen

vorgeworfen, in die Richtung des Fernseherers zu sehen, was von beiden abgestritten wird. Auf den Vorschlag, nach hinten zu sehen, empört der Ehemann sich darüber, dass das Fernsehgerät ihm nicht vorzuschreiben hat, wo er hinsehen soll. Daraufhin starren beide wieder nach vorn, reden über das angeblich ohnehin unbeliebte Programm und die Aktivitäten, denen man stattdessen nachgehen könnte. Als die Frau jedoch vorschlägt, früher ins Bett zu gehen, erwidert der Mann, dass er stets nach den Spätnachrichten ins Bett gehe. Auf den Einwand seiner Frau, dass der Fernseher ja nun aber kaputt sei, erbst sich der Ehemann erneut darüber, dass er sich vom kaputten Fernsehgerät nicht die Schlafenszeiten vorschreiben lasse (Loriot 1977).

Im Folgenden soll Latours Theorie auf das Video bezogen und gezeigt werden, inwiefern die Annahmen der Theorie hier zutreffen. Abschließend werden einige Kritikpunkte an der Eignung des Zeichentricks als Beispiel für Latours Theorie angeführt.

Zunächst ein kurzer Exkurs zur Entwicklung des Fernseherers, die Konsequenzen für das soziale Leben mit sich brachte: der Fernseher wurde als Weiterentwicklung des Radios gesehen, indem er dieses mit einem Bild ausstattete. Er bot damit eine audiovisuelle Fortsetzung der Möglichkeit des Radios, zu unterhalten und zu informieren. Während der Fernsehapparat zunächst ein Luxusgut darstellte und oft an öffentlichen Orten gemeinsam ferngesehen wurde, fand sich das Gerät ab den 1960er Jahren vermehrt auch in privaten Haushalten (Zeit Online 2006). Übersetzt in Latours Begrifflichkeiten kann man hier von Assoziationen und Substitutionen sprechen. Der Fernseher wird der Kette hinzugefügt und ersetzt zumindest teilweise andere Akteure, wie z.B. Schauspieler im Theater oder Radios und Zeitungen, indem es ihre Unterhaltungs- oder Informationsfunktion übernimmt. Im Video scheint der Apparat fest in den Tagesablauf des Ehepaars integriert zu sein und zu seiner abendlichen Routine gehörend. Durch den Einbezug des Geräts wird das Problem der Langeweile am Abend gelöst.

Ein Fernseher stellt nach der Definition eine Black Box dar, weil in ihm viele verschiedene Akteure enthalten sind, die man bei der Funktion und der äußeren Betrachtung des Geräts nicht bemerkt. Im Sketch wird sogar auf diese Akteure verwiesen, z.B. auf die Hersteller: „Die bauen die Geräte absichtlich so, dass sie schnell kaputt gehen“ (Loriot 1977: Min. 0:08-0:12) und auf die Macher des Fernsehprogramms: „Es ist schon eine Unverschämtheit, was einem so Abend für Abend im Fernsehen geboten wird [...]“ (ebd.: Min. 1:52-1:55). Durch den Funktionsausfall wird auf den Inhalt der Black Box aufmerksam gemacht. Im Wohnzimmer sind indirekt auch weitere Akteure, die die Szene ermöglicht haben, anwesend. Hierin zeigt sich das Netzwerk, in das die Akteure verstrickt sind. Dieses Gefüge verweist weit über das Wohnzimmer hinaus und bindet schlussendlich sogar die ursprüngliche Idee der Erfindung eines Fernsehgeräts und den Entwickler dieser Idee mit ein. Die soziale Situation des Ehepaars ist weder auf die Anwesenden noch auf die Eigenschaft des Menschseins

beschränkt, sondern umfasst Menschen und Techniken in einem Netzwerk.

Vom Fernseher und dem Ehepaar werden auch verschiedene Aktionsprogramme verfolgt. Beispielsweise drückt das Fernsehgerät in der abendlichen Situation des Ehepaars das Aktionsprogramm „Ehepaar unterhalten und beschäftigen“ aus. Demgegenüber versucht das Paar Langeweile zu vermeiden, vom Fernseher unterhalten zu werden und möglicherweise auch dem Gespräch miteinander aus dem Weg zu gehen.

Nun aber ist der Fernseher kaputt und stellt in diesem Zustand ein Gegenprogramm dar, das die ungestörte Ausführung der Aktionsprogramme unterbricht. Daran ist Latours Konzept der Essenzen und Existenzen erkennbar. Es zeigt sich, dass die Essenzen nicht auf Dinge und die Existenzen nicht auf Menschen beschränkt sind (Latour 1993: 24). Der Fernseher, der eine Black Box war, wird in seinem Funktionieren instabil und macht auf seine innere Vielfalt aufmerksam, da der Defekt mehrere Ursachen haben kann. Er ist also eine Essenz, die vorübergehend zur Existenz wird. Der Akteur Fernseher kann an der gewohnten Abendgestaltung nicht teilnehmen und macht durch das Gegenprogramm den routinierten Ablauf unmöglich. Statt sich aber anzupassen und alternative Möglichkeiten ernsthaft in Betracht zu ziehen, setzt das Ehepaar seine Handlung fort und verharrt vor dem Fernsehgerät. Trotz der Empörung und des Bewusstseins über die Macht, die der Fernseher offensichtlich auf das Verhalten des Paares hat, wird dieses Verhalten nicht verändert. Fraglich ist hier, ob die Eheleute damit unveränderliche Essenzen sind. Der psychische Zustand ändert sich schließlich durch den Defekt des Fernsehers. Zumindest der Ehemann reagiert auf das Gegenprogramm erbost, weshalb man hier eher von einer Existenz sprechen kann.

Laut der Aussage des Ehemanns versucht das Gerät, obwohl es nicht einmal mehr funktioniert, den beiden beispielsweise die Blickrichtungen und die Zeit, ins Bett zu gehen vorzuschreiben. Geschieht dieser Eingriff in das menschliche Verhalten aber wie in Latours Beispielen aus einem Zwang heraus, den die Technik auf den Menschen ausübt? Stellt der Fernseher also einen disziplinierenden Mittler dar, der Machtbeziehungen mitkonstituiert und ein bestimmtes Verhalten erzwingt?

Diese Behauptung ist insofern problematisch, da das Gerät hier nicht die Absicht verfolgt, eine Regelung durchzusetzen und den Menschen zu disziplinieren, wie es in Latours Beispiel des Berliner Schlüssels der Fall ist (ebd.: 49). Der Zwang des Fernsehers im Sketch ist weniger der Zwang der Technik sondern mehr ein Zwang der Gewohnheit. Im vorliegenden Beispiel kann das technische Gerät nicht als Mittler von sozialen Beziehungen verstanden werden, wie z.B. der Berliner Schlüssel einer ist.

Dennoch sagt die Szene einiges über das Verhältnis des Ehepaars zur Technik aus. Der Fernseher ist so fest in den Tagesablauf eingebunden, dass er einen beständigen Teil und einen Akteur im abendlichen Eheleben darstellt. In die Gewohnheit, die den Zwang zum

Fernsehen auf das Ehepaar ausübt, ist die Technik integriert und hat Auswirkungen auf das Verhalten und Handeln der Menschen. Das Aktionsprogramm des Ehepaars ist abhängig vom Akteur Fernseher und kann ohne ihn nicht durchgesetzt werden. Im Ausdruck seiner Empörung wird das Gerät vom Ehemann auch als handelnder Akteur, der eine Absicht verfolgt und ihm etwas vorschreiben möchte, wahrgenommen: „Ich lasse mir doch von einem Fernsehgerät nicht vorschreiben, wo ich hinsehen soll“ (Loriot 1977: Min. 1:35-1:40). Einen ähnlichen Ansatz verfolgt hier Stefan Hirschauer, wenn von der Personifizierung von Dingen die Rede ist (vgl. Hirschauer 1999: 227).

An dieser Stelle müssen jedoch einige Kritikpunkte am gewählten Beispiel und seiner Eignung für die Anwendung der Theorie Latours darauf angeführt werden. Loriot orientiert sich zwar an Alltagssituationen, jedoch bleibt das Video eine Fiktion. Die Szene ist keine reale soziale Situation sondern parodiert das Alltägliche, stellt manches überspitzt dar und zieht es ins Absurde (Augsburger Allgemeine 2011). Für die vorliegende Analyse musste vorausgesetzt werden, dass ein solches Ehepaar auch in einer realen sozialen Situation so oder so ähnlich handeln würde. Ob es in der Realität möglich ist, dass die Abendgestaltung derart auf ein Fernsehgerät fixiert ist, dass die Handlung sogar beim Defekt des Fernsehers fortgesetzt wird, kann nur spekuliert werden.

Dennoch ist das Beispiel für die Unterstützung Latours Theorie nicht vollkommen ungeeignet. Das Video ist in einen bestimmten sozialen Kontext, in dem Loriot seine Beobachtungen machte, gebunden und eine kulturelle Produktion, die Aussagen über den sozialen Alltag macht. In diesem Essay wird davon ausgegangen, dass ein Video wie das vorliegende nur in einer Gesellschaft zustande kommen kann, in der die Technik eine entscheidende Rolle im sozialen Leben spielt. Trotz der überspitzten Darstellung zeigt sich die Bedeutung von technischen Geräten, ihre Rolle als Akteure und ihre Einbindung in Netzwerke, die die momentane Situation überdauern und über die Szene hinaus verweisen. Der bedeutendste Unterschied zwischen den Beispielen, die Bruno Latour wählt und LORIOTS Video, liegt in der Art der Verhaltensvorschrift durch technische Gegenstände. Jedoch ist anzumerken, dass Latour auch spezielle Techniken wie den Berliner Schlüssel als Beispiele wählt, die seine Theorie von der Technik als soziale Mittler besonders stützen, aber nicht unbedingt alltäglich und weit verbreitet sind. Nicht jeder technische Akteur kann in diesem Maße Macht ausdrücken und herstellen. Die Grundannahme Latours, dass Mensch und Technik in Netzwerken verknüpft sind und gemeinsam handeln, bestätigt sich dennoch im Video.

Literaturverzeichnis:

Augsburger Allgemeine 2011: Vicco von Bülow gestorben: Meister des Humors: Lorient persiflierte den alltäglichen Irrsinn. WWW Dokument, <http://www.augsburger-allgemeine.de/panorama/Meister-des-Humors-Lorient-persiflierte-den-alltaeglichen-Irrsinn-id16418416.html> (04.08.2013)

Bonz, Jochen 2007: ANT in zehn Minuten. WWW Dokument, <http://www.jochenbonz.de/wp-content/ant-in-zehn-minuten.pdf> (04.08.2013)

Hirschauer, Stefan 1999: Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. Soziale Welt 50: 221-246.

Latour, Bruno 1993: Kleine Soziologie alltäglicher Gegenstände. S. 17-27 und 37-52 in: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademie 1996.

Latour, Bruno 2001: Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität, in: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 237-252.

Lorient 1977: Fernsehabend. Video veröffentlicht bei Youtube am 29.11.2009, WWW Dokument, <http://www.youtube.com/watch?v=kVT8PEcmLGk> (04.08.2013)

Röcke, Anja/ Steinbicker, Jochen 2010: Disziplinäre Rituale – Bericht zum Jubiläumskongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Frankfurt am Main, 11.-15.10.2010, in: Berliner Journal für Soziologie 20, S. 545-551.

Zeit Online 2006: Kurze Geschichte des Fernsehens. WWW Dokument, http://www.zeit.de/2007/01/Kurze_Geschichte_des_Fernsehens/seite-1 (04.08.2013)

Hannah Lutz, Soziologie 2. Semester

Matrikelnummer: xxxxxx

Adresse

xxxxxxx@web.de

Seminar: Soziologische Theorien, Dozent: Prof. Dr. Hohm

Kommunikationsstörungen anhand der Theorie des kommunikativen Handelns

Jürgen Habermas entwickelte seine Theorie des kommunikativen Handelns, angelehnt an die Weber'sche Handlungstheorie. „Auf diesem Wege hoffe ich, den komplexen Begriff von Rationalität, den Weber in seinen kulturellen Analysen verwendet, handlungstheoretisch einzuholen.“ (vgl. Habermas: 1981 S.384) Er beabsichtigte auch die Rationalität des kommunikativen Handelns mit der Sprechakttheorie von John L. Austin zu erklären.

Habermas definiert kommunikatives Handeln als Handlung, in der es primär um die Verständigung geht und alle Beteiligten ihre individuellen Ziele verfolgen unter der Prämisse einer gemeinsamen Situationsdefinition. Im Weiteren ist die Unterscheidung von erfolgs- und verständigungsorientierten Einstellungen wichtig. Habermas ist aber der Meinung, der Verständigungsorientierte Sprachgebrauch sei der „Originalmodus“ und dies lasse sich mit Austins Unterscheidung von Illokutionen und Perlokutionen beweisen. Selbstverständlich gibt es auch eine indirekte Verständigung z.B. über Blicke und hier verläuft die Interpretation über die Situationswahrnehmung und steht in Abhängigkeit zu den jeweiligen Rahmen der Situation. Habermas Definition vom kommunikativen Handeln lässt sich als Interaktion begreifen, in der „alle Beteiligten ihre individuellen Handlungspläne aufeinander abstimmen und daher ihre illokutionären Ziele vorbehaltlos verfolgen.“ (vgl. S.395) Wichtig ist hierbei, dass verfolgen und erzielen von perlokutionären Effekten nur dann gelingt, wenn man strategisch handelt. Interpretationen der Aussagen im kommunikativen Handeln basieren auf der Lebenswelt, dem Hintergrundwissen, den alle teilen. Doch was, wenn hier eine unterschiedliche Ansicht und Interpretation geschieht? Wie lassen sich insbesondere Kommunikationsstörungen erklären?

Bevor wir unser dieser Fragen widmen, sollten wir erst einmal klären was wir unter Kommunikationsstörungen verstehen. Kommunikation passiert auf sprachlicher und nicht-sprachlicher Ebene. Auf der sprachlichen Ebene hat Ego einen Vorteil und auf nicht-sprachlicher Ebene, da Ego sich selbst nicht sehen und teilweise auch nicht kontrollieren kann. Um Kommunikation aus dem Weg zu gehen, gibt es abhängig vom Bekanntheitsgrad verschiedene Möglichkeiten, die aber als unhöflich angesehen werden oder nicht funktionieren und auch zu einer Kommunikationsstörung führen können. Eine hier bekannte Variante ist die der Ausrede, welche eine „höhere Macht“ deklariert und mich befugt nicht zu

kommunizieren. Kommunikationsstörungen kommen im Großteil in Beziehungsgeflechten vor, vor allem innerhalb der Partnerschaften oder der Familie. Hier erscheint es als sinnvoll Watzlawicks Unterteilung der Beziehungen in die Inhalts- und Beziehungsstufe heranzuziehen. Um eine dauerhafte gelungene Kommunikation zu gewährleisten, muss eine einstimmige Definition (der Beteiligten) in beiden Stufen vorherrschen. Ein Kind hat vielleicht noch nicht dieselbe Definition in der Inhaltsstufe wie seine Eltern, da dem Kind noch einiges an Erfahrung fehlt und auch andere Ziele als seine Eltern verfolgt, bzw. einen eingeschränkteren Blickwinkel wahrnimmt. Wenn diese Unstimmigkeiten nicht behoben werden können und weiterhin existieren wird es fortwährend zu Kommunikationsstörungen und Konflikten kommen und im Weiteren auch die Beziehung an und für sich gefährden. Konflikte entstehen in erster Linie durch Meinungsverschiedenheiten auf der inhaltlichen Basis, was auch dazu führt, dass einer im Unrecht sein muss. Gerade bei Paarbeziehungen entsteht ein großer Konflikt, wenn der eine Partner im Unrecht ist und dieses Ungleichgewicht wieder versucht wird auszubessern. So kann ein „Kampf“ entstehen und dies ist eine prägnante Gefährdung der Beziehung. Auch können Konflikte durch die „Selbstdefinition“ (vgl. Watzlawick: 2011, S.98) entstehen. Wenn A seinem Partner B eine Selbstbild vermittelt, kann B zustimmen, verwerfen oder es entwerten, die beiden letzteren führen zu einer Auseinandersetzung. Uns ist es wichtig, wie andere uns wahrnehmen und ob unsere Wahrnehmung dem der anderen entspricht. So stellte Watzlawick richtig fest: „Es hat den Anschein, dass wir Menschen mit anderen zum Zweck der Erhaltung unseres Ichbewusstseins kommunizieren müssen.“ (vgl. S.98). Diese Aussage impliziert den Wunsch der Menschen von den Mitmenschen so gesehen zu werden wie man sich selber sieht und gleichzeitig die Fähigkeit seine Mitmenschen zu bestätigen. Allgemein lässt sich sagen, dass Kommunikationsstörungen dadurch entstehen können, dass wir vieles interpretieren und dies auf der Basis einer unterschiedlichen Lebenswelt (im Sinne von Habermas Worten) und auch Aussagen nicht immer gleich wahrgenommen werden.

In Bezug zu dieser Schlussfolgerung lässt sich erst einmal feststellen, dass ein Versuch der Erklärung von Kommunikationsstörungen anhand der Theorie des kommunikativen Handelns nicht einfach ist, da diese Theorie sehr abstrahiert und idealisiert ist gerade im Bezug zu den Geltungsansprüchen, dem Diskurs oder dem Konsens. Geltungsansprüche werden nicht bewusst vorgenommen und teilweise

auch ignoriert, der Diskurs findet, so wie Habermas ihn formulierte, nie statt und es wird gerade in der Kommunikation nicht immer zu einem Konsens kommen. Habermas ideale Sprechsituation gibt kein gelungenes Bild der Realität wieder. Kommunikationsstörungen, die Existenz verschiedener Lebensbereiche und ironische Sprechweisen oder Sarkasmus sind in der Realität viel ausschlaggebender und auch notwendig für eine gelingende Kommunikation. „Für Habermas sind Vernünftigkeit und kommunikative Rationalität die allumfassende Grundlage der Universalpragmatik und der gesamten Theorie“ (vgl. Treibel 1997: S.159). Dieses Zitat von Annette Treibel zeigt, dass die kommunikative Potenz, die Habermas als „Kommunikative Rationalität“ beschreibt das Gerüst der Theorie des kommunikativen Handelns zusammenhält. Heißt, wenn wir die Annahme, dass Geltungsansprüche immer erhoben werden verwerfen, könnte dies Folgen für die Theorie von Habermas haben. Jedoch, und das ist der ausschlaggebende Punkt, weist Habermas daraufhin, dass sein Model sehr idealistisch konstruiert ist. Er deutet darauf hin, dass der hypothetische Umgang mit den Geltungsansprüchen dazu beiträgt Täuschungsphänomene zu benutzen und zu entdifferenzieren, wie Fiktion, Sarkasmus, Witz oder Ironie. Auch zeigt Habermas eine Kommunikationsstörung, wenn einer der Beteiligten verdeckt strategisch handelt, also perlokutionäre Effekte erzielt oder verfolgt, aber alle anderen wissen lässt, er verhalte sich kommunikativ. Diese Kommunikationsstörungen basiert auf einer Täuschung und hier unterscheidet Habermas zwischen bewusster und unbewusster, wobei die bewusste Täuschung, die Manipulation, weitreichendere Folgen mit sich bringt. So versteht Habermas eine Kommunikationsstörung als existentiell, wenn das innere Gefüge der jeweiligen Person gestört ist, z.B. Gefühle aus strategischen Gründen vorgetäuscht werden. „Demgegenüber führt jene Art von unbewusster Konfliktbewältigung ... zu Kommunikationsstörungen gleichzeitig auf intrapsychischer und interpersoneller Ebene.“ (vgl. Habermas 1981: S.446). Habermas' Theorie deckt diese Kommunikationsstörungen zwar nicht, jedoch kann diese Schwäche dadurch ausgeglichen werden, dass sie anders als die Handlungstheorie von Weber, nicht nur auf die Zweckrationalität fixiert bleibt.

Abschließend lässt sich sagen, dass Kommunikationsstörungen, nicht nur in dem Rahmen, den Habermas eingeräumt hat, präsent sind, sondern als ein alltägliches Phänomen zu beschreiben ist. Dennoch lässt sich diese Definition der Kommunikationsstörungen nicht ausreichend mit der Theorie des kommunikativen

Handelns von Habermas erklären, da diese Theorie sehr idealisiert und abstrahiert ist. Nichtsdestoweniger ist Habermas dies bewusst und es war auch nicht seine Absicht Kommunikationsstörungen zu erläutern, sondern er wollte eine Gesellschaftstheorie aufstellen. Im Vergleich zu Luhmann ist dies eine angewandte Aufklärung.

Literaturverzeichnis

Annette Treibel (1997): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Band III aus Einführungskurs Soziologie (Hg.): Hermann Korte und Bernhard Schäfers. 4.Aufl. Leske und Budrich, Opladen

Jürgen Habermas (1981): Soziales Handeln, Zwecktätigkeit und Kommunikation. Auszüge aus Kapitel III der Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2. Frankfurt: Suhrkamp

Paul Watzlawick, Janet H. Beavin, Don D. Jackson (2001): Menschliche Kommunikation. Formen Störungen Paradoxien. 12.Aufl. Verlag Hans Huber

Johannes Gutenberg Universität Mainz/ FB 02

Praxismodul

WiSe 2013/14

Farid Zarieh

BA Soziologie/Philosophie (5 FS)

Sarah Rau/ xxxxxxx

14.03.2014

**Inwiefern gibt es eine Beeinflussung von Interaktionen in Momenten der
Geselligkeit durch die Nutzung von Smartphones?**

Inhalt

1) Einleitung in eine grenzenlose Informationsübertragung.....	S.2.
2) Theoriehintergrund und empirische Bezüge.....	S.3.
a. Interaktion und Geselligkeit	
b. Das Handy im öffentlichen Raum	
c. Technisch-soziologische Aspekte	
3) Praktische Vorgehensweise.....	S.8
a. Erhebungsart und Methode	
b. Auswertung	
4) Fazit.....	S.1
5	
5) Literaturverzeichnis.....	S.16
6) Abbildungsverzeichnis.....	S.17

1) Einleitung in eine grenzenlose Informationsübertragung

Im Zeitalter der Technik kann man problemlos Informationen über die verschiedensten Geräte vermitteln. Die Übertragung hat sich ihren Weg von persönlichen Treffen über Briefe und Telefonie bis hin zu E-Mail, SMS und Online-Chats wie WhatsApp⁸ gebahnt. Letzteres ist nur mit einem Smartphone⁹ möglich. Informationen können so schneller und einfacher vermittelt werden. Natürlich fällt die Entscheidung zur Nutzung dieser Technik als Alternative zur direkten face-to-face-Situation dadurch sehr leicht. Aber wie sieht das Ganze aus, wenn man bereits in ein „altertümliches persönliches Gespräch“ eingebunden ist? Dadurch dass Informationen nicht nur via Kabel – das heißt zuhause am PC oder Festnetztelefon – sondern auch über drahtlose Netzwerke übermittelt werden können, besteht die Möglichkeit also auch während einem Treffen in einem Café. Da diese technikorientierte Kommunikation früher also normalerweise daheim und allein geschah, war es zunächst normal, das Handy auch im Café beiseite zu legen. In besonders wichtigen Fällen wurde sich entschuldigt, wenn man es benutzen wollte. Mittlerweile bemerkt man aber immer häufiger Menschen, die in Momenten der Geselligkeit zum Smartphone – dem Handy mit unbegrenzten Möglichkeiten - greifen. Man nennt dies „Phubbing“.¹⁰

In diversen Medien wird über diesen Begriff diskutiert. Die Süddeutsche beispielsweise schreibt: „Mit der Verbreitung von Smartphones und mobilem Internet hat sich in den vergangenen Jahren eine Unsitte auf der ganzen Welt breitgemacht: "Phubbing", das Lesen und Herumtippen auf dem Handydisplay, während man eigentlich mit anderen Menschen sprechen sollte.“¹¹ Die [Werbeagentur McCann High Fives](#) hat dazu sogar die Marketing-Kampagne „Stop Phubbing“ gestartet. Auf ihrer Webseite ist unter anderem dieser Vergleich zu finden: „An average restaurant will see 21 cases of phubbing per dinner session. This is equal to spending 570 days alone, while in the company of others.“¹² Sie fordern auf der Webseite dazu auf, „Phubbing“ zu stoppen. Wie ist nun aber tatsächlich die Wahrnehmung unseres Gegenübers, wenn wir auf das Smartphone schauen?

Ich möchte herausfinden inwiefern es eine Beeinflussung von Interaktionen in Momenten der Geselligkeit durch die Nutzung von Smartphones gibt. Diese Arbeit wird sich - nachdem der Begriff der Geselligkeit geklärt wurde - auf die Interaktionsordnung von Goffman beziehen, um den Grundriss einer sozialen Situation darzustellen. Danach wird die Beeinflussung der Gesellschaft durch die modernen Medien von Höflich und einigen anderen aufgezeigt und einen Einblick in die

⁸ Applikation, mit der man Kurznachrichten über das Internet schicken kann

⁹ Mobiltelefon mit Internetzugang und PC-ähnlichen Zusatzfunktionen wie die Installation von Applikationen

¹⁰ Von „phone“ (= Telefon) und „snubbing“ (= vor den Kopf stoßen)

¹¹ <http://www.sueddeutsche.de/leben/kampagne-gegen-phubbing-leute-die-auf-handys-starren-1.1742662>

- 21.02.14 / 17:30h

¹² <http://stopphubbing.com/>

- 21.02.14 / 16:30h

Techniksoziologie gegeben. Um genauere Erkenntnisse zu erlangen werde ich Beobachtungen in Cafés mit ersten Schritten der Grounded Theory auswerten.

2) Theoriehintergrund und empirische Bezüge

a. Interaktion und Geselligkeit

Um eine Beeinflussung von Interaktionen in Momenten der Geselligkeit durch die Nutzung von Smartphones zu erforschen, muss zunächst der Begriff der Geselligkeit erklärt werden. Nach Simmel ist Gesellschaft eine Wechselwirkung unter Individuen, welche aus bestimmten Trieben und Zwecken heraus entsteht. Wenn „jenseits dieser besonderen Inhalte¹³ [...] alle diese Vergesellschaftungen von einem Gefühl dafür, von einer Befriedigung daran begleitet [werden], daß man eben vergesellschaftet ist, für den Wert der Gesellschaftsbildung als solcher, ein Trieb, der auf diese Form der Existenz drängt [...], so löst [dieser] ‚Geselligkeitstrieb‘ in seiner reinen Wirksamkeit aus den Realitäten des sozialen Lebens den bloßen Vergesellschaftungsprozeß als einen Wert und ein Glück heraus und konstituiert damit, was wir Geselligkeit im engeren Sinne nennen.“¹⁴

Betrachten wir nun die Interaktionsordnung von Goffman. Laut Goffman ist eine Interaktion „der wechselseitige Einfluss von Individuen untereinander auf ihre Handlungen während ihrer unmittelbaren physischen Anwesenheit.“¹⁵ Goffman geht also von einer Interaktion aus, die ausschließlich unter Anwesenden stattfindet. Wenn wir von dieser Definition ausgehen, blenden wir die Tatsache aus, dass Interaktion auch über Medien möglich ist. Bei einem Telefonat wirkt das Gesprochene auch wechselseitig auf die Gesprächspartner ein und sogar beim Chat kann man teilweise sehen, dass der Schreibpartner die gesendete Nachricht schon erhalten hat und erwartet eine Antwort. Erst bei technischen Problemen erkennt man die Unzulänglichkeit dieser Interaktionsform, die wir „mediale Interaktion“ nennen, um die Begriffe zu trennen.

Eine Interaktion folgt bestimmten Verhaltensregeln, welche dafür sorgen, dass die Interaktion aufrechterhalten wird. Goffman erklärt, dass jeder Interaktionsteilnehmer Interesse an der Aufrechterhaltung hat, um sein Image zu wahren. Ein Image ist ein sozial anerkanntes Selbstbild, welches nicht zerstört werden sollte.¹⁶ Die Aufrechterhaltung des Images ist eine Bedingung für Interaktion und jeder Mensch benutzt (bewusst oder unterbewusst) eine Strategie im Handeln,

¹³ Inhalte meint hier die Triebe und Zwecke

¹⁴ Simmel 1984, S.48/52

¹⁵ Goffman 1975, S.18

¹⁶ Vgl. Goffman 2013, S.10

sodass sein Image gewahrt wird. Da jeder Mensch an sein Image fixiert ist, fühlt man sich gezwungen an Interaktionen teilzunehmen, um dieses Image zu wahren. Die Gesellschaft erwartet, dass man sein eigenes Image und das der anderen wahrt. „Die gegenseitige Anerkennung von Verhaltensstrategien hat eine wichtige stabilisierende Wirkung für Begegnungen“, weil sich die Interaktionsteilnehmer auf Handlungen vorbereiten können.¹⁷ Wenn man seinem eigenen Image gleichgültig gegenübersteht ist man schamlos, wenn einem das Image anderer Interaktionsteilnehmer egal ist, ist man herzlos. Es gibt nun Zwischenfälle, die das Image bedrohen und denen man mit den Techniken der Imagepflege entgegenwirken kann. Diese Techniken können sich in jeder Gesellschaft anders ausprägen. Es wird in der jeweiligen Gesellschaft erwartet, dass man die Techniken kennt und anwenden kann.

Ich denke, dass „Phubbing“ eine Imagebedrohung darstellt, da man offensichtlich das Interesse an dem Interaktionspartner verliert. Goffman nennt diese Art der Entfremdung „Ablenkung von außen“. Sie ist umso verletzender, umso willkürlicher und absichtlicher die Aufmerksamkeit dem Interaktionspartner abgesprochen wird.¹⁸ Somit muss also versucht werden, das Image aufrechtzuerhalten. Dies könnte durch Gelassenheit und Gleichgültigkeit entstehen. Oder der Interaktionspartner stellt die Erwartung, die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, was man einen „korrektiven Prozess“ nennt.¹⁹ Es ist nun das Interesse meiner Forschung herauszufinden, ob „Phubbing“ eine Imagebedrohung darstellt und wenn ja, welche Strategien angewandt werden und welche funktionieren.

b. Das Handy im öffentlichen Raum

Wie schon in der Einleitung erwähnt, war die virtuelle Kommunikation zunächst eine intime Angelegenheit, da sie sowieso nur zuhause vollzogen werden konnte. Durch die gestiegene Mobilität verschwimmt die Grenze zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten und es kommt zum Konflikt zwischen mehreren Interaktionen. Man muss zwischen dem Ort der physischen Anwesenheit und dem Ort der visuellen Anwesenheit manövrieren, wobei man immer mit anwesenden Dritten zu rechnen hat. Nicht nur als Fremder stellt sich die Frage nach der höflichen Gleichgültigkeit (civil inattention) nach Goffman. Auch ein Interaktionspartner möchte nicht die Privatsphäre eines Telefonates oder eines Chats durchdringen und überhört höflich das Gesprochene und fragt nur selten nach dem Inhalt der Chat-Nachricht.²⁰ „Für anwesende Dritte stellt das Telefonieren wiederum

¹⁷ Goffman 2013, S.17

¹⁸ Vgl. Goffman 2013, S.129

¹⁹ Vgl. Goffman 2013, S.24-25

²⁰ Vgl. Höflich 2011, S.53-54

eine Aufdringlichkeit, wenn nicht sogar eine Belästigung dar, weil die Telefonierenden den öffentlichen Raum sofort zu etwas Privatem machen.“²¹

Die Aufmerksamkeitsspanne eines Menschen ist nicht unendlich und muss deshalb gezielt aufgebracht werden. Das bringt beispielsweise beim Bedienen des Smartphones während eines Gespräches Probleme mit sich. Dem Gerät wird hier eine Priorität zugesprochen, welche den Anwesenden Dritten unberücksichtigt lässt.²² Die Frage ist hier, wer gerade stört. Dies wird meist aber nicht kommuniziert. Wenn ein Chef im Restaurant seinen Angestellten begrüßt, ist es selbstverständlich ein wenig Smalltalk zu halten. Wenn sich dieser aber nun unhöflicherweise nur mit einem Klingeln anmeldet, kann der Gegenüber nicht abschätzen, wie wichtig das Gespräch ist und fühlt sich zudem nicht angemessen auf die verlorene Aufmerksamkeit vorbereitet. Wenn jemand mit seinem Chef bei einem Meeting im Restaurant sitzt, würde er nicht an das Telefon gehen um Smalltalk mit einem Freund zu halten. Es ist also wichtig in welcher Position man ist. Zudem weiß der Anrufer/Schreiber nicht, wo der andere sich gerade befindet und ob man stört. Die Regeln wie und ob man sich überhaupt in ein Gespräch ein- und wieder ausklinkt, können per Smartphone also gar nicht bewerkstelligt werden.²³ Erreichbarkeit ist aber längst keine technische Möglichkeit mehr, sondern viel mehr eine soziale Norm.²⁴ Die Entscheidung das Smartphone bei einem Treffen auszuschalten oder einfach später auf eine Nachricht zu antworten, fällt schwer in einer Zeit, in der so schnelllebig Termine und Pläne gemacht werden, dass zwei Stunden Handylosigkeit schon fatale Folgen für das Ausleben unserer Erlebnisgesellschaft haben können.

Man ist also während des „Phubbing“ in zwei Rahmen, den der direkten und der medialen Interaktion eingebunden und „dies setzt Interaktionsgeschick und besondere Arrangements voraus.“²⁵ Es gibt laut Goffman drei solcher Arrangements, wie man sich in einer Situation mit einem anwesenden Dritten verhalten kann. Man kann den Anrufer/Schreiber täuschen, dass sonst gerade niemand anwesend ist. Dies ist achtlos gegenüber dem anwesenden Dritten. Man kann die Situation kodieren, sodass der Anrufer/Schreiber weiß, dass er eventuell stört und die Möglichkeit hat, seine mediale Interaktion zu unterbinden. Damit erbringt man dem anwesenden Dritten Respekt. Die dritte Lösung bildet ein Spagat zwischen den ersten Beiden: Der Anrufer/Schreiber bekommt eine

²¹ Thiedeke 2004, S.159

²² Vgl. Höflich 2011, S.104

²³ Vgl. Burkhart 2007, S.80-81

²⁴ Vgl. Burkhart 2007, S.5

²⁵ Thiedeke 2004, S.159

angemessene Zeit an Aufmerksamkeit, wobei der anwesende Dritte sich nicht störend fühlt.²⁶ Für den anwesenden Dritten ist das Kodieren die beste Lösung, da er dort am meisten Aufmerksamkeit erhält. Das Telefon kann auch kollektiv genutzt werden, indem der anwesende Dritte in die Interaktion mit dem Smartphone einbezogen wird.

c. Technisch-soziologische Aspekte

Um eine etwas genauere Vorstellung von meinem Forschungsgegenstand zu bekommen, betrachten wir im Folgenden noch einige technisch-soziologische Aspekte. Zunächst liegt unser Fokus auf der Technik im Allgemeinen. Wie beeinflusst Technik unser Handeln? Technik ist heutzutage allgegenwärtig. Viele soziale Handlungen werden durch sie ersetzt wie zum Beispiel das Wecken, welches selten durch eine Person, aber häufiger durch einen Wecker vollzogen wird. Dass wir so abhängig von der Technik sind, merken wir jedoch erst, wenn diese nicht funktioniert – wenn wir verschlafen, weil unser Wecker aufgrund eines Stromausfalls nicht geklingelt hat. Technische Objekte werden also weitgehend erfunden, um soziale Handlungen zu ersetzen oder Dinge möglich zu machen, die soziale Handlungen nicht schaffen können. Somit ist die Technik ein Teil der Gesellschaft und ihres sozialen Handelns. Nicht nur, dass in jeder Gesellschaft verschiedene Gegenstände hergestellt und benutzt werden; selbst identische Gegenstände werden auf verschiedene Arten und Weisen benutzt. Technik repräsentiert damit also die Mentalität und Handlungsweise von Kulturen.²⁷ Thimm fordert dazu auf, die Kommunikation via Handy als ein „ubiquitäres Phänomen anzusehen, das Handlungsorientierungen und Handlungspraxen sowohl on- als auch offline beeinflusst.“²⁸

Es gibt verschiedene Perspektiven der Techniksoziologie: Während der Technikdeterminismus davon ausgeht, dass die Gesellschaft von der Technik beeinflusst wird; geht der Sozialkonstruktivismus von einer Determination durch wirtschaftliche, politische und kulturelle Größen aus. Die Akteur-Netzwerk-Theorie - als Beispiel für den Technikpragmatismus - hingegen teilt die Handlungsbestimmung auf soziale und technische Akteure auf, sodass nur Hybrid-Akteure handeln können.²⁹

Latour löst Dichotomien wie Mensch und Technik, sowie Subjekt und Objekt auf und setzt dafür Akteur-Netzwerke ein. Diese bestehen aus mehreren Akteuren, welche menschlich oder dinghaft

²⁶ Vgl. Thiedeke 2004, S.153-154

²⁷ Vgl. Rammert 2007, S.12-14

²⁸ Thiedeke 2004, S.52

²⁹ Vgl. Rammert 2007, S.21 (und weiter S.21-43)

sein können. Nur in einer Verbindung können diese Hybrid-Akteure handeln.³⁰ Im Falle dieser Forschung handelt es sich also um den Hybrid-Akteur „Smartphone-Nutzer“, welche aus einem Smartphone und dem Nutzer besteht. Wichtig hierbei ist zu erkennen, dass nicht das Smartphone alleine dafür verantwortlich ist, wie der Nutzer sich mit diesem verhält. Das Smartphone bietet die Möglichkeit, sich mit ihm zu beschäftigen, aber der Nutzer kann sich aufgrund eigener Interessen und den gesellschaftlichen Erwartungen dazu entscheiden, es beiseite zu legen. Wie oben schon erwähnt, beeinflusst auch die jeweilige Kultur das Umgehen mit einem Objekt. Es wird ebenfalls Aufgabe dieser Forschung sein, herauszufinden, ob die Anwesenheit eines Smartphones eine Beeinflussung der Situation mit sich bringt was genau dazu führt, dass sich die Situation verändert.

3) Praktische Vorgehensweise

a. Erhebungsart, Feldzugang und Methode

Mein Forschungsinteresse besteht darin zu beobachten, ob und wie Smartphones Interaktion in Momenten der Geselligkeit beeinflussen. Ich habe mich entschieden hierfür qualitativ zu forschen, um „dadurch auch unerwartete, aber dafür umso instruktivere Information zu erhalten“³¹. Da sich meine Untersuchungen auf das Verhalten von Menschen beziehen, erscheint es sinnvoll eine *Beobachtung* durchzuführen, da „die Untersuchten [...] keine Auskunft über ihr Verhalten geben [müssen], was oft mit Falschauskünften verbunden ist.“³² Um keine ungewollten Verzerrungen in den Daten zu haben, muss man sich genau überlegen welche Art von Beobachtung man verwenden sollte und wie man diese strukturiert. Flick beschränkt sich hierbei auf **fünf Dimensionen**, welche ich im Folgenden beschreibe.³³ Meine **Fremdbeobachtung** konzentriert sich auf Momente der Geselligkeit; ich habe mich dabei entschieden ausschließlich in Cafés zu beobachten. Hier trifft man sich, um zu essen, zu trinken und sich zu unterhalten:

„Wir können zunächst darauf verweisen, dass Kaffee mehr ist als ein Getränk, das dabei hilft, dem Individuum mehr Flüssigkeit zuzuführen. Es hat einen symbolischen Wert als Teil unserer alltäglichen sozialen Rituale. Oft ist das mit dem Kaffeetrinken verknüpfte Ritual wesentlich wichtiger als der Genuß des Getränks selbst. Zum Beispiel sind zwei Leute, die vereinbaren, „auf einen Kaffee zu gehen“, wahrscheinlich mehr daran interessiert, dass sie einander treffen und miteinander

³⁰ Vgl. Ates 2012, S.77-80

³¹ Lamnek 1993, S.22

³² Gehrau 2002, S.27

³³ Vgl. Flick 2007, S.282

plaudern, als daran, was sie trinken. Essen und trinken sind in allen Gesellschaften Anlässe für soziale Interaktion und für den Vollzug von Ritualen – und diese bieten ein reichhaltiges Betätigungsfeld für die soziologische Forschung.³⁴

Es handelt sich um eine natürliche **Feldbeobachtung**. Ich stufe meine **Beobachtung als eher teilnehmend** ein, da ich ebenfalls Café-Besucher bin und somit passiv am Geschehen teilnehme. Somit kann ich eine Beeinflussung der zu beobachteten Personen weitgehend ausschließen.³⁵ Es fühlt sich keiner beobachtet, weil ich „dazugehöre“. Allerdings kann man dies nicht als volle Teilnehmerposition werten, weil ich keine Personen beobachte, die mit mir am selben Tisch sitzen. Des Weiteren ist es eine **offene Beobachtung**, die allerdings unwissentlich vorgenommen wird und somit auch Aspekte der verdeckten Beobachtung enthält. Die Café-Besucher sollen denken, dass ich wie andere schriftliche Arbeiten zu erledigen habe. Offen ist meine Beobachtung aber trotzdem, da ich mich nicht verstecke und die Personen somit wissen, dass sie beobachtet werden könnten wie überall in öffentlichen Räumen. Ich benutze dabei ein sehr **wenig standardisiertes Verfahren**. Ich schreibe auf, was ich sehe und höre. Im Vorhinein überlege ich mir, dass ich besonders aufmerksam bezüglich Geschlecht, Alter, Gruppengröße und natürlich Verwendung des Smartphones sein sollte.

Der *Feldzugang* ist zunächst einfach. Ich muss dafür lediglich in ein Café gehen und etwas bestellen. Ich benötige einen Tisch, der groß genug für meine Unterlagen ist und dann kann ich sofort mit der Beobachtung starten. Da ich also schon zur Gruppe der Café-Besucher gehöre, fällt nicht auf, dass ich diese eigentlich beobachten will. Doch auch hier treten Probleme auf, die mir erst im Café bewusst werden. Zunächst muss man sich bewusst sein, dass jeder erneute Forschungstag auch die Bestellung von Getränken und somit Ausgaben darstellt. Dann muss man verschiedene Dinge bezüglich Zeit, Ort und eigenes Verhalten beachten. Wenn man das Café betritt, muss man sich einen geeigneten Platz suchen. Die Auswahl muss zudem schnell gehen, damit man nicht aus der Rolle des Café-Besuchers fällt. Wer zulange überlegt, fällt auf. Wenn man einmal einen Platz eingenommen hat, ist es schwierig diesen zu wechseln. Wenn die erhoffte zu beobachtende Gruppe verschwindet, sobald man sich setzt und sein Schreibwerkzeug hervorgeholt hat oder ein neuer Besucher die Sicht verhindert, ist es fast unmöglich noch mal den Platz zu wechseln. Man kann sich also auch nicht wirklich die Besucher aussuchen, die man beobachten möchte. Es kommen zufällig verschieden konstellierte Gruppen herein und auch Einzelpersonen, welche in diesem Fall gar nicht relevant sind. Des Weiteren muss man vorsichtig mit dem Herumsehen sein. Zum einen denken die Kellner, dass

³⁴ Giddens 1995, S.24

³⁵ Vgl. Gehrau 2002, S.32-33

man etwas bestellen will und zum anderen kreuzen sich manchmal die Blicke mit anderen Café-Besuchern, welche in der Gegend herumschauen. Besonders oft ist dies passiert mit Mädchen, welche sehr auf ihr Äußeres achten. Man kann hier als Beobachter entlarvt werden und das Verhalten ungewollt verändern. Es kann sogar zu einem ungewollten Flirt kommen.

Als *Auswertungsmethode* habe ich die Grounded Theory gewählt. Sie scheint mir besonders sinnvoll, da sie als klassische entdeckende qualitative Theorie gilt. Sie berücksichtigt sehr viele Datenformen, wie auch die Beobachtung, die ich durchgeführt habe. Hierbei werden die Beobachtungsprotokolle, welche ich erstellt habe, interpretiert. Sie dienen der Theorieentwicklung und als Entscheidungskriterium, welche zusätzlichen Daten erhoben werden müssen. Der Forschungsprozess verläuft also nicht linear, sondern springt immer wieder zwischen der Datenerhebung und –auswertung hin und her. Die Interpretation der Daten erfolgt durch das theoretische Kodieren, um eine gegenstandsbezogene und später eine formale Theorie zu entwickeln. Hierzu werden Vergleiche angestellt und Fragen an den Text gestellt. Beim offenen Kodieren werden zunächst Zeile für Zeile Codes notiert, um sich in das Material „hineinzulesen“. Die für die Fragestellung relevanten Phänomene werden dann kategorisiert und hinsichtlich der Dimensionen ihrer Eigenschaften erörtert. Hierbei muss man bedenken, dass einige Codes mehr, andere weniger aufschlussreich sind und erkennen, wann eine theoretische Sättigung erreicht ist. Beim axialen Kodieren werden die ursprünglichen Kategorien genauer betrachtet und in Beziehung zueinander gesetzt. Sie können dabei nebeneinander oder hierarchisch angeordnet werden. Zuletzt wird beim selektiven Kodieren eine Schlüsselkategorie herausgearbeitet, welche ein hohes Abstraktionsniveau besitzt. Außerdem wird ein zentrales Phänomen bestimmt. Nebenbei werden in allen Schritten des Kodierens immer wieder Memos geschrieben, welche theoretische Bezüge, Fragen und interessante Aspekte beinhalten. Schließlich wird eine formale Theorie ausformuliert und an den Daten überprüft.³⁶

b. Auswertung

Dieses Auswertungskapitel beschäftigt sich mit meinen Beobachtungsprotokollen und ersten Bearbeitungsschritten mit der Grounded Theory. Zudem werden noch einige Theoriebezüge getätigt. Vorab ist zu erklären, dass alle „Codes“ mit Anführungszeichen aufgeführt, die **Kategorien** aber fett gedruckt werden. Dies dient zur Unterscheidung.

³⁶ Vgl. Flick 2007, S.385-402

Zunächst habe ich die Daten offen kodiert. Die entsprechenden Codes habe ich dann versucht in vorläufige Kategorien einzuordnen. Hierbei kam folgende Tabelle zustande:

Interaktion	Aktivitäten	Smartphone	Gesellschaftliche Normen	Beobachtung
Smartphone-Aktivität	Smartphone-Aktivität	Smartphone-Aktivität	Gestik-Mimik	Erkenntnis
Interaktion	Interaktion	Technik	Störung	Beobachter Gedanken
Andere Aktivität	Andere Aktivität	Zubehör	Zeit	
Gestik-Mimik	Gestik-Mimik	Smartphone-Aktivität-Interaktion	Geld	
Essen und Trinken	Essen und Trinken		Feierlichkeit	
Störung			Mode	
Allein			Alter	
			Ausschluss	
			Beruf	

Abbildung 1: Codes

Da oft mehrere Codes ein Phänomen beschreiben und ein Code in mehreren Phänomenen vorkommen kann, wiederholen sich die Codes auch in mehreren Kategorien. Den Code „Smartphone-Aktivität“ zum Beispiel habe ich immer dann verwendet, wenn sich jemand mit dem Smartphone beschäftigt hat. Dies ist eine **Aktivität**, die sich auf das **Smartphone** bezieht und die **Interaktion** beeinflusst oder selbst eine Interaktion darstellt. Somit ist er auch in allen diesen drei Kategorien enthalten.

Nach dem offenen Kodieren ist mir aufgefallen, dass bestimmte Codes wie „Interaktion“, „Smartphone-Aktivität“ und „Gestik-Mimik“ im Material sehr häufig auftreten. Daraufhin habe ich neue Kategorien gebildet und dabei nur relevante Codes beachtet. Die meisten meiner Codes beziehen sich auf Aktivitäten in einem Restaurant. Übergeordnet geht es um

Interaktion, Smartphone-Aktivität, Essen und Trinken (bestellen, Essen/Trinken zu sich nehmen, bezahlen, nach etwas fragen), **andere Aktivitäten** (u.a Lesen, auf's Klo gehen) und **körperlicher Ausdruck**. Die Kategorien **gesellschaftlichen Normen** und **Beobachtung** sind eigentlich keine eigenen Kategorien, sondern finden in jeder der anderen einen Platz. Die Kategorien **Essen und Trinken** und **andere Aktivitäten** sind für meine Forschung nicht so relevant, deshalb habe ich sie im nächsten Schritt auch nicht beachtet. Zudem habe ich die Eigenschaften und Dimensionen der neuen Kategorien bestimmt:

Kategorie	Eigenschaften	Dimension
Interaktion	Mit wem?	Tischnachbar, Kellner, Andere, (Smartphone)
	Dauer	Kurz – lang
	Stimmung	Positiv – negativ
	Intention	Funktional - Gesellig
Körperlicher Ausdruck	Emotionen (automatischer Ausdruck)	Positiv – negativ
	Darstellung (absichtlicher Ausdruck)	Wenig – Viel
	Dauer	Kurz – lang
Störung	Von Wem?	Tischnachbar, Kellner, Andere, Smartphone
	Notwendigkeit	Nicht – mittel – sehr notwendig
	Dauer	Kurz – lang
	Weitergang der Interaktion	Keine Auswirkung - gestoppt
Smartphone-Aktivität	Dauer	Kurz – lang
	Was wird gemacht?	Telefonieren Tippen (Schreiben/Spielen - nicht auseinanderhaltbar) Lesen mit dem Gegenstand als solches „spielen“ Inhalte teilen
	Zubehör	Wenig Zubehör - Aufwendiges Zubehör

Die erste Kategorie ist die **Interaktion**. Sie umfasst die direkte und die mediale „Interaktion“ via Smartphone. Außerdem enthält sie die Kode „Gestik-Mimik“, welcher sich durch die Eigenschaft Stimmung ausdrückt und die „Zeit“ in der Eigenschaft Dauer. Ebenfalls enthalten ist der Kode „Essen und Trinken“ in der Eigenschaft „Mit wem?“, denn das Bestellen beim Kellner ist ebenfalls eine Interaktion.

Die Kategorie **körperlicher Ausdruck** umfasst „Gestik und Mimik“, welche sich in Emotion und Darstellung zeigen, aber auch das äußerliche Erscheinungsbild sowie das generelle Benehmen. Hierbei spielen außerdem u.a. auch die Codes „Alter“, „Mode“ sowie die „Zeit“ eine Rolle.

Eine weitere wichtige Kategorie bildet die **Störung** der Interaktion, welche von verschiedenen Bedingungen verursacht werden kann. Sie umfasst natürlich den Kode „Störung“, aber auch „Gestik und Mimik“, „Zeit“-dauer der Störung, „andere Aktion“ und „Smartphone-Aktivität“, da die Störung viele Ursachen haben kann und eine bestimmte Dauer hat.

Letztlich gibt es noch die Kategorie der **Smartphone-Aktivität**, welche unsere mediale „Interaktion“ umfasst, aber auch andere Aktivitäten wie das Telefonieren, das Herumtippen auf dem Handy, das Lesen, das Herumspielen mit dem Smartphone als Gegenstand und das Inhalte teilen. Außerdem enthält sie die Codes „Technik“ und „Zubehör“.

Beim axialen Kodieren werden die Kategorien in Beziehung zueinander gesetzt. In meinem Fall könnte man die **Interaktion** über die anderen drei Kategorien stellen. Während einer Interaktion können die anderen Dinge passieren. Sie ist also meine Schlüsselkategorie.

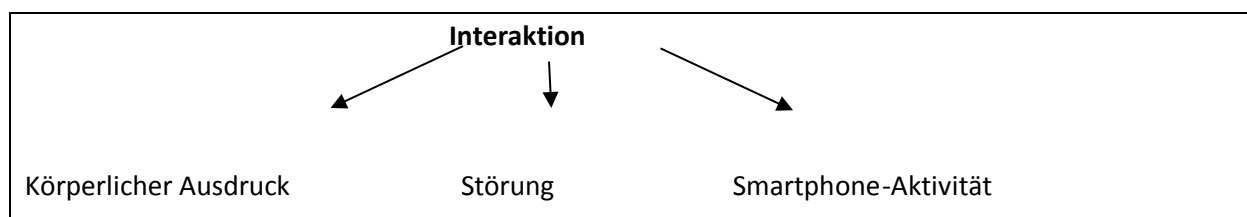


Abbildung 3: Interaktionsschema

Sehen wir uns also nun einige Beispiele von Smartphone-Aktivitäten an und bestimmen die Beeinflussung der Interaktion.

„Das Mädchen holt ihr Smartphone aus der Tasche, die neben ihr liegt. Sie streicht über die Hülle und zeigt auf das Handy. Währenddessen erzählt sie etwas. Sie tippt auf die Hülle und redet weiter mit dem Jungen. Nun tippt sie noch etwas auf dem Phone und dann legt sie es weg. Sie unterhalten sich weiter.“

In diesem Fall stellt das Smartphone kein Problem für die Interaktion dar. Das Mädchen betreibt Interaktion über das Smartphone und beschäftigt sich später noch etwas alleine damit. Danach unterhalten die beiden sich normal weiter. In diesem Fall sieht die Sache ganz anders aus:

„Als das linke Mädchen was erzählt und das rechte dabei auf dem Smartphone herumguckt, wirkt das linke Mädchen leicht beleidigt. Das linke Mädchen gestikuliert (und stellt etwas auf ihrem Teller nach) und dafür muss man eben auch gucken. Sie wartet auf Aufmerksamkeit, woraufhin das rechte Mädchen das Phone weglegt und ihr richtig zuhört.“

Hier stellt die Smartphone-Aktivität eine Bedrohung für die Interaktion dar. Man kann sehen wie der korrektive Prozeß von Goffman angewendet wird. Die Aufmerksamkeit wird zurück zum Gespräch geleitet und die Interaktion wird nicht abgebrochen. Interessant ist der Stellenwert des Smartphones. Mir ist bei meinen Beobachtungen aufgefallen, dass viele ihr Smartphone einstecken, wenn sie den Tisch verlassen:

„Sie will dann auf's Klo gehen und nimmt ihr Handy mit. Den Rest lässt sie am Platz. Selbst das Portemonnaie lässt sie bei ihrer Freundin liegen.“

Das Handy scheint wichtig zu sein, wenn man es nicht liegen lassen darf. Nicht mal bei einer Freundin bei der das Portemonnaie liegen bleibt. Vielleicht ist es aber auch eher eine Sucht, die einen dazu verleitet, sogar auf der Toilette auf das Supergerät zu gucken. „Nach Daten von TimeInc wechseln Digital Natives [nämlich] ihre Aufmerksamkeit 27 Mal pro Stunde zwischen Medienplattformen.“³⁷ Was man auch sehr oft erkennen kann, ist, dass Handys auf dem Tisch liegen. So verleiten sie natürlich dazu öfter darauf zu gucken. Aber wir wollen eben immer erreichbar sein, wie es bei Burkhart schon heißt. Manche versuchen diese Sucht zu unterbrechen und legen ihr Handy in die Tasche. Doch das hindert einen nicht daran ständig auf das Smartphone zu sehen:

„Als ich reinkomme sehen zwei Mädchen länger auf ihr Smartphone. Deshalb setzte ich mich in ihre Nähe. Das rechte Mädchen sieht auf ihr Smartphone und legt es in die Tasche zurück. Wenig später holt sie es wieder heraus und sieht wieder drauf [...] Nun holt das rechte Mädchen schon wieder ihr Smartphone aus der Tasche. Sie tippt lange darauf herum und redet trotzdem weiter. Ich bin ziemlich sicher, dass die andere auch ständig auf ihres guckt, kann es aber nicht erkennen. Es scheint da Gespräch aber nicht zu stören. Die rechte hält es auch dann in der Hand, wenn sie Pause vom Draufgucken macht. Jetzt legt sie es weg. Der Kellner bringt ein Getränk. Ich sehe wie das linke Mädchen daraufhin ihr Smartphone wegpackt.“

³⁷Köhler 2012, S.74

Wenn man die ständige Erreichbarkeit unterbrechen will, muss man eben auch die Signale ausschalten, welche das Handy sendet, um darauf aufmerksam zu machen, dass jemand was von einem will. In einigen Fällen habe ich gesehen, wie ein spezieller Knopf des Smartphones, der meines Wissens nach meistens der Ausschalter bzw. Tastensperre-Schalter ist, betätigt wird. Dies geschieht meist am Anfang eines Café-Besuches im selben Zug mit Jacke ablegen und gemütlich den Platz einnehmen:

„Zwei Mädchen kommen herein. Sie sind ca. 25-30 Jahre alt. Die linke sieht direkt nachdem sie sich hingesetzt hat nach ihrem Smartphone. Sie schaltet eine Taste und legt es wieder in die Tasche. Wahrscheinlich hat sie es stumm geschaltet, damit es nicht stört. Das Flipcover sieht sehr edel aus. Schwarz mit einem Muster. Dann putzt sie sich die Nase. Die Rechte fängt direkt an zu reden.“

Und wenn das Handy nicht am Anfang weggelegt wird, dann spätestens beim Essen. In bestimmten Zeiten liegt das Interesse der Café-Besucher eher beim Trinken, in machen Zeiten liegt es beim Essen. Dies wirkt sich stark auf das Verwenden der Smartphones aus, da man beim Essen teilweise beide Hände benötigt und somit technisch verhindert ist, einen anderen Gegenstand zu benutzen:

„Auch bei Ihnen wird das Essen auf den Tisch gestellt und sie verteilen es. Wie man es von Frauen kennt, reden sie trotzdem weiter. Es ist schwer auf dem kleinen Tisch alles unterzubringen. Es wäre also kaum Platz für ein Smartphone neben dem Essen auf dem Tisch.“

„Der Kellner bringt ein Getränk. Ich sehe wie das linke Mädchen daraufhin ihr Smartphone wegpackt. Sie muss es also in der Hand gehabt haben. Aber nun isst sie und hat keine Hand mehr frei.“

Ich habe zudem verschiedene Gruppengrößen beobachtet, da ich denke, dass es einen Unterschied macht, ob zwei oder mehr Personen an einem Tisch sitzen. Wenn mehr als zwei Personen an einem Tisch sitzen, ist es einfacher sich aus dem Gespräch der Gruppe auszuklinken. „Je größer die Personendichte, je höher die Mobilität, je mehr soziale und räumliche Offenheit, desto weniger stört das Handy.“³⁸ Auch in meinen Beobachtungen hat sich das bestätigt. Ich habe zwei Dreier-Gruppen beobachtet, bei denen das Handy ständig herausgeholt wurde. Trotzdem gab es keine Imagebedrohung. Es ist sogar eher so, dass der Smartphone-Nutzer genervt davon war, Konversation betreiben zu müssen:

„Nun streicht der Zeitungsmensch auch auf seinem Handy herum. Er zeigt dem Unbeschäftigten was und klingt sehr eindringlich. Er lacht. Nun schaut auch der Smartphoner auf und nickt. Er grinst leicht, wirkt aber desinteressiert, guckt beide an, dann wieder aufs Handy. Kurz dachte ich er integriert sich ins Gespräch. Die anderen beiden reden weiter über die Inhalte im Handy und reichen es hin und her. [...] Die

³⁸ Burkhart 2007, S.86

anderen Beiden unterhalten sich ein wenig. Der Unbeschäftigte grinst. Der Smartphoner wirkt genervt von dem Smartphonegezeige. Er will sich auf sein eigenes Gerät fokussieren. Er atmet tief ein, lehnt sich zurück und sieht geistesabwesend durch die Gegend und dann wieder auf sein Handy. Nun starren alle wieder auf ihr eigenes Handy und sind stumm. Der Smartphoner scheint wieder zu lesen und die anderen streichen auf ihrem Smartphone herum.“

An diesem Beispiel kann man auch gut die Gestik und Mimik erkennen. Insgesamt lässt sich sagen, dass oft über Inhalte im Smartphone geredet wird:

Vier Mädchen sitzen am Tisch und trinken Cocktails. Das eine Mädchen holt ihr Smartphone heraus und erzählt etwas während sie auf das Handy sieht dann trinkt Sie einen Schluck aus dem Strohhalm. Sie sieht auf ihr Handy und die beiden rechts und links neben ihr beugen sich über den Tisch um mithereinzusehen. Gegenüber stochert eine mit ihrem Strohhalm im Glas herum. Sie sitzt zu weit weg, um mitreinzusehen.“

„Die Ältere zieht nun ihre Brille auf und guckt in das Smartphone der Jüngeren. Darauf ist ein Bild zu sehen von der Jüngeren in einer Hose. Sie zeigt nun auf ihre echt Taille und will wohl wissen wie es aussieht.“

Teilweise sehen alle aufs Smartphone, sodass es gar nicht so stört. In der Folgenden Situation scheint es ganz normal zu sein, dass alle nebenbei mit dem Smartphone beschäftigt sind.

„Rechts neben mir sitzen zwei Jungs und zwei Mädchen. Sie sind so zwischen 25-19 Jahre alt. Dann geht eine von ihnen aufs Klo. Die beiden Jungs spielen mit ihrem Handy rum, selbst während der Bestellung. Das Mädchen legt ihr Handy auf den Tisch. Dann legt auch einer der Jungs sein Handy weg. Nun sehe ich nur noch ein Handy auf dem Tisch. Das eine Mädchen scrollt jetzt auf ihrem Handy herum, obwohl sie nebenbei redet.“

4) Fazit

Die ersten Schritte der Grounded Theory haben viele Erkenntnisse über das Phänomen „Interaktion mit Smartphone“ geliefert. Der Ausbau zu einer formalen Theorie kann hier aber nicht erfolgen, da dies zu umfassend wäre. Trotzdem lassen sich einige Dinge festhalten: In Cafés herrscht eine rege Interaktion zwischen Café-Besuchern, Kellnern und Smartphones. Die Interaktion zwischen den Besuchern kann durch den Kellner und das Smartphone gestört werden. In den meisten Fällen ist dies aber nicht so. Der Kellner ist ein erwarteter Störfaktor, weil man ja etwas bestellen möchte. Das Gespräch wird danach normal weitergeführt. Das Smartphone kann zu einer ungewollten Störung führen, aber meistens trägt es im Gegenteil sogar zur Interaktion bei, weil es miteinbezogen wird. Es wird zusammen über die Inhalte im Smartphone diskutiert, sodass das Smartphone einen Teil der Interaktion darstellt. „Phubbing“ kann natürlich auch eine Imagebedrohung darstellen und dann

werden Strategien angewendet um diese Bedrohung zu lösen. Meist geschieht das durch Aufmerksammachen dieser Unannehmlichkeit. Im Regelfall scheint es aber niemand mehr aufzufallen, dass das Smartphone überhaupt herausgeholt wird und schon der ständige Begleiter in unserem Leben geworden ist. Man hat sich daran gewöhnt.

5) Literaturverzeichnis

Zur Theorie:

Ates, Gürpınar (2012): „Von Kittler zur Latour. Beziehung von Mensch und Technik in Theorien der Medienwissenschaft“ in „Massenmedien und Kommunikation“ 189, Siegen

Burkart, Günter (2007): „Handymania. Wie das Mobiltelefon unser Leben verändert hat“, Frankfurt/Main

Giddens, Anthony (1995): „Soziologie“, Graz

Goffman, Erving (2013): „Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation“, 10. Auflage, Frankfurt/ Main

Goffman, Erving (1975): „Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“, Frankfurt/Main

Goffman, Erving (2012): „Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag“, 11. Aufl., München

Höflich, Joachim R. (2011): „Mobile Kommunikation im Kontext“, Frankfurt/Main

Köhler, Thomas R. (2012): „Der programmierte Mensch. Wie uns Internet und Smartphone manipulieren“, Frankfurt am Main

Rammert, Werner (2007): „Technik – Handeln - Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie“, Wiesbaden

Simmel, (1984): „Grundfragen der Soziologie. Individuum und Gesellschaft“, 4. Aufl., Berlin

Thiedeke, Udo (2004): „Soziologie des Cyberspace. Medien, Strukturen und Semantiken“, Wiesbaden

Zur Methode:

Flick, Uwe (2007): „Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung“, hrsg. Von Burghard König, Reinbek bei Hamburg

Gehrau, Volker (2002): „Die Beobachtung in der Kommunikationswissenschaft. Methodische Ansätze und Beispielstudien“, Konstanz

Lamnek, Siegfried (1993): „Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie“, 2., Überarbeitete Auflage, Weinheim

Ein Zettelkasten als Kollege? Luhmann und Latour im Vergleich.

Vorwort

Wie der Titel bereits besagt, soll dieses Essay Niklas Luhmanns Abhandlung „Kommunikation mit Zettelkästen“ durch eine ‚Latour’sche Brille‘ betrachten und zur Klärung beitragen, ob und unter welchen Voraussetzungen der Zettelkasten, ein von Luhmann geschaffenes ‚Ding‘, tatsächlich zum Kommunikationspartner bzw. Akteur werden kann. Da ein vollständiger theoretischer Vergleich von Niklas Luhmanns Systemtheorie und der von Bruno Latour begründeten Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, soll der Fokus deshalb vor allem auf dem Zusammenwirken Luhmanns mit seinem ungleichen ‚Kollegen‘, dem Zettelkasten, liegen.

Zu diesem Zweck sollen zunächst beide diesem Essay zugrundeliegenden Aufsätze, Luhmanns Abhandlung „Kommunikation mit Zettelkästen“ und Bruno Latours „Kleine Soziologie alltäglicher Gegenstände“, in Hinblick auf ihre theoretischen Kernaussagen vorgestellt werden. Anschließend sollen beide theoretischen Positionen miteinander verglichen werden, um die Rolle des Zettelkastens im sozialen Miteinander mit Luhmann bzw. dessen Eigenständigkeit, also Handlungskompetenz zu betrachten. Hierbei soll es im Endeffekt darum gehen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden verschiedenen Perspektiven herauszuarbeiten.

„Kommunikation mit Zettelkästen“: ein unverzichtbarer Kollege

Niklas Luhmanns Theoriebildung wäre ohne dessen Zettelkasten, der ihm in Sachen Informationsspeicherung, -verknüpfung, -verwaltung und -wiedergabe einen bedeutenden Arbeitsanteil abgenommen hat, wohl bereits in ihrer Entwicklung stecken geblieben. Dies gesteht er selbst mit folgenden Worten ein: „Ohne zu schreiben, kann man nicht denken; jedenfalls nicht in anspruchsvoller, anschlussfähiger Weise“ (Luhmann 1981, S. 222).

Es ist dabei für Kommunikation entscheidend, dass sich die Kommunikationspartner gegenseitig überraschen können, was dann geschieht, wenn ihnen unterschiedliche Vergleichsschemata zugrunde liegen (vgl. ebd.). Damit die Kommunikation auch mit einem nicht-menschlichem Kommunikationspartner längerfristig aufrechterhalten werden kann, ist entweder dessen hochgradige thematische Spezialisierung oder der Einbau von Zufall über den „Weg einer offenen Anlage“ (S. 223) erforderlich. Luhmann zufolge kann durch eine feste Stellordnung der Zettel im Kasten zum einen der hohe Anspruch einer systematischen Einordnung (und damit verbundene Einordnungsprobleme) umgangen werden, zum anderen führt diese „Reduktion der Komplexität möglicher Arrangements“ (S. 224) zur Bildung eigener inneren Komplexität des Zettelkastens, was ihm überhaupt erst kommunikative Kompetenz ermöglicht. Die fehlende Sequenzierung wird durch ein festes, aber erweiterbares Nummerierungssystem und ein Schlagwortregister kompensiert. Dies ermöglicht kreatives Wachstum durch die so entstehende „beliebige innere Verzweigungsfähigkeit“ (ebd., H.i.O.) bzw. Verweisungsvielfalt. Luhmann bezeichnet seinen Zettelkasten daher als „eine Art Zweitgedächtnis“ (S. 225), der somit eine permanente Anschließbarkeit von Kommunikationen aneinander ermöglicht. Luhmann gesteht seinem Zettelkasten deshalb sogar „Selbstständigkeit“ (S. 226) zu: umso größer der Zettelkasten wird, desto komplexer werden die Anschluss-, Kombinations- und Ausschlussmöglichkeiten. Luhmann spricht hierbei auch von einem „Innovationseffekt“ (ebd.): so kann konkretes Suchen plötzlich zu nicht intendierten oder antizipierten Verknüpfungsmöglichkeiten führen. Sinn oder Erkenntnis entstehen dabei nicht durch einzelne Elemente, sondern erst durch deren Verknüpfung mit anderen, genauer gesagt durch deren Anschlussfähigkeit und der Art des Anschließens aneinander.

Da durch Suchimpulse immer mehr Informationen verfügbar werden, als beabsichtigt (vgl. ebd.), wird zur Reduktion von Komplexität Selektion erforderlich. Hierbei greift Luhmann auf evolutionstheoretische Annahmen zurück: die Vielfalt der Optionen ermöglicht Ausprobieren und Verwerfen – Zufall hängt somit also immer mit Vorselektion zusammen, sodass „Ordnung nur aus Kombinationen von Ordnung und Unordnung entsteht“ (S. 227).

„Kleine Soziologie alltäglicher Gegenstände“: von Programmen und Mittlern

Laut der von Bruno Latour begründeten Akteur-Netzwerk-Theorie müssen Technik und Soziales als untrennbar miteinander verbunden betrachtet werden, wenn es darum geht, die Entstehung sozialer Tatsachen hinreichend zu erklären.

Es gibt in diesem Sinne deshalb weder „reine Menschen“, noch „reine Techniken“ (Latour 1993, S. 21) und auch kein Gegensatz dieser beiden zueinander. Latour schlägt daher den passenderen Gegensatz zwischen „Verbindung und Ersetzung, zwischen Assoziation (UND) und Substitution (ODER)“ (ebd., H.i.O.) vor: Assoziation ermöglicht die Zusammenwirkung von Akteuren, also die Vernetzung von deren Aktionsprogrammen – Unterbrechungen bzw. zeitgleich stattfindende unvereinbare Alternativprogramme bezeichnet Latour als Gegenprogramme (vgl. ebd.). Durch das Vorhandensein letzterer wird Substitution möglich, wobei ein geeigneter Kompromiss durch das Einschalten von Gegenständen als Mittler ermöglicht wird, an die Funktionen delegiert werden und die sich anpassen, um ein eventuell gegenläufiges Programm in eine passendere Alternative zu übersetzen. Latour merkt dazu an: „wenn die Dinge nicht stabilisiert sind, sind die Menschen es noch weniger“ (S.22).

Die daraus entstehende Neudefinition von Gegenständen führt daher auch zu einer neuen Situation, in der auch die Rollen der Akteure sowie deren Eigenschaften – menschlich wie nicht-menschlich – neu definiert werden. Hierbei betont Latour zudem das Zusammenspiel von Essenz und Existenz: die Annahme einer Essenz, also einem ‚Wesen‘ bzw. einer Seele eines Dings lässt dieses zu einer „*black box*“ (S. 24, H.i.O.) werden, d.h. es wird vermenschlicht. Der Begriff der Existenz bezeichnet dagegen die ‚kalte‘ materielle Zusammensetzung von Dingen, d.h. diese sind nicht mehr als die Summe ihrer Einzelteile. Latour kritisiert beide Extreme, d.h. sowohl die diffuse Wahrnehmung von Technologien als Gegebenheiten mit menschlichen Eigenschaften, als auch die Betrachtung von Technik als ‚tote‘ Materie und betont stattdessen, dass Essenz und Existenz situativ wechseln können und nicht deutlich voneinander abgrenzbar sind. Die dadurch entstehenden Ketten von Assoziationen bezeichnet Latour als Innovationen: neue Wesen mit eigenen Programmen kommen unerwartet hinzu, Akteure wechseln von Programmen zu Gegenprogrammen und umgekehrt, Akteure ändern ihren Zustand bzw. bekommen neue Eigenschaften, es kommt zur Ersetzung von Teilnehmern und Essenzen werden zu Existenzen und umgekehrt (vgl. S. 25).

Technik und Soziales stehen Latour zufolge also in Wechselwirkung zueinander, da soziales Miteinander ohne Technik nicht vorstellbar wäre und die Vorstellung einer parallelen, strikt voneinander getrennten Entwicklung von Sozialem und Technik nicht haltbar ist. Die Gesellschaft ist deshalb maßgeblich durch Dinge konstruiert, wobei aber auch wiederum keine Dinge ohne Menschen denkbar wären (vgl. S. 37-38).

Bei der Delegation von Funktionen an technische Artefakte werden diesen dabei vom Nutzer ein „Skript“ (S. 47) eingeschrieben: der Mechanismus muss von einer Gebrauchsanweisung oder einer anderen Person vermittelt werden, da seine Funktionsweise nicht selbstverständlich

ist. Die Gebrauchsanweisung des Gegenstandes, d.h. der Gegenstand selbst ‚unterwirft‘ damit quasi den Nutzer, bietet ihm also Möglichkeiten wie Restriktionen seiner Nutzung, jedoch gleichzeitig auch einen gewissen Interpretationsspielraum.

Ein Artefakt wirkt dabei nicht als *reines* „Zwischenglied“, sondern als „Mittler“ (S. 48, H.i.O.): als Zwischenglied betrachtet, würde es nur den Sinn vermitteln, aber nicht an dessen Herstellung aktiv teilhaben, als Mittler beeinflusst der Gegenstand dagegen die Beziehungen der Teilnehmer untereinander und damit den Sinn derer Kommunikation bzw. Handlung unmittelbar.

Die Kommunikations- und Handlungsbegriffe im Vergleich

Luhmann behauptet: „nur die Kommunikation [kann] kommunizieren (...) und (...) erst in einem solchen Netzwerk der Kommunikationen [wird] das erzeugt, was wir unter ‚Handeln‘ verstehen“ (Luhmann 1995, S. 113, H.i.O.). Dabei sichern Kommunikationen durch ihre Anschlussmöglichkeit aneinander den Fortbestand von Systemen, sowie auch den ihres eigenen, des Kommunikationssystems. Dieses ent- und besteht durch die Synthese der drei Selektionen der Information, der Mitteilung und des Verstehens (S. 117), da Selektion zur Reduktion von Komplexität, dadurch zur Stabilisierung des Innen-Außen-Verhältnisses von Systemen und damit gleichzeitig zur Möglichkeit führt, systeminterne Komplexität aufzubauen. Diese Trennung der verschiedenen Selektionsvorgänge ist deshalb entscheidend, weil Information sich nicht von selbst versteht, zu Mitteilung ein besonderer Entschluss nötig ist und Verstehen kreativ ist, weshalb bei einer Nicht-Trennung dieser verschiedenen Kommunikationselemente eine bloße Wahrnehmung des Verhaltens anderer stattfinden würde, die sich nicht ohne weiteres als anschlussfähig erweist (vgl. S. 114-115). Hierbei unterscheidet sich die ANT insofern von der Systemtheorie, dass sie Kommunikation nicht derart abstrahiert, da Luhmanns Abstraktionsniveau das Soziale in Interaktionen an den Rand drängt.

Kommunikation besteht immer aus einer Verkettung mit anderen Kommunikationen, d.h. das dadurch entstehende Netzwerk von Kommunikationen erzeugt erst das, was wir unter Handeln verstehen. In dieser Hinsicht sind sich Latour und Luhmann einig: Kommunikation ermöglicht bzw. schafft Handeln, wobei unerheblich ist, von wem – Mensch, Tier oder Gegenstand – die Kommunikation ausgeht, solange sie stattfindet und Anschluss an weitere Kommunikationen ermöglicht.

Dies führt unweigerlich zu der Frage, wer in einer Situation eigentlich mit wem handelt. Der ANT zufolge handeln Menschen fast immer zusammen mit Dingen im Rahmen von

Netzwerke, niemals alleine oder ‚rein‘ (s.o.). In diesem Sinne sind Akteure grundsätzlich nicht mehr als Teilnehmer von Interaktionen, deren Rollen, Identitäten, Handlungen, etc. erst durch ihre Teilnahme konstituiert werden. Hierdurch werden Handelnder (Akteur) und Handlung zu etwas, das aus einer Situation praktisch und interaktiv hervor- und nicht von einem ‚starken‘ Individuum ausgeht, weshalb Kommunikationen bzw. Handlungen untrennbar von Situationen sind, in denen sie stattfinden. Luhmann verbannt Menschen in die Umwelt sozialer Systeme, da diese nur ausschnittsweise durch Selektionen und Rollen an Situationen teilnehmen. Er abstrahiert Kommunikation sogar von Bewusstsein oder gar Leben (vgl. S. 114). Durch diese Abstraktion vermeidet Luhmann zwar eine Subjekt- oder Handlungsbezogenheit, lässt jedoch die Folgefrage aufkommen, von wem oder was dann eigentlich Kommunikation ursprünglich ausgeht, da Selektionen ja von jemandem getroffen werden müssen. Die ANT vermeidet aus diesem Grund ein allzu abstraktes ‚Theoriegerüst‘ und betrachtet vor allem die situative praktische Hervorbringung von sozialen Tatsachen. In einem wesentlichen Punkt sind sich beide Autoren jedoch einig: es gibt weder bei Luhmann noch bei Latour die Möglichkeit einer Beherrschung von Kommunikationen oder Handlungen.

Der Zettelkasten: ein tatsächlicher Kommunikationspartner?

Die Zusammenarbeit Luhmanns mit seinem Zettelkasten, einem nicht-menschlichen Forschungskollegen hat maßgeblich seine Arbeitsweise, Perspektive und Identität bestimmt. Luhmanns theoretisches Abstraktionsniveau blendet jedoch eine wesentliche Tatsache nahezu aus: ohne die Materialität der Menschenwelt wäre eine Stabilisierung und Beibehaltung der Symbolträchtigkeit des menschlichen Miteinanders überhaupt nicht denkbar. Luhmanns Zettelkasten ist auf den ersten Blick zunächst ein komplexes Aufzeichnungs- und Gedächtnisentlastungsartefakt, dessen Zustandekommen und Struktur beschreibbar ist – eine Existenz. Durch die Delegation der Speicherfunktion an diesen Aufzeichnungsgegenstand erfolgt eine Verbindung, also eine Assoziation mit dem Artefakt, ohne die der Anschluss an weitere Kommunikationen erheblich behindert würde, bzw. Luhmann ‚nicht effektiv weiterdenken‘ könnte. Es kommt zur Substitution alternativer Aufbau- und Ordnungssysteme durch ein festes Stellsystem. Dies führt somit zur Reduktion von Komplexität mittels Übersetzung: „das mechanisierte Menschenwesen macht einem automatischen Mechanismus Platz“ (Latour 1993, S. 19). Der Zettelkasten passt sich an, wird zum Mitspieler und ab dem Zeitpunkt, wo das Formale, also seine Struktur und sein Ordnungssystem von Luhmann entsprechend festgelegt worden sind, zur Essenz. Diese Innovation hat allerdings ihren Preis

in der fehlenden systematischen Ordnung nach Themen und Unterthemen, was mitunter dazu führen kann, dass manche Elemente des Kastens ‚untergehen‘. Hierbei sollte klargestellt werden, dass Assoziation und Substitution, also die Verbindung und Ersetzung von Programmen nach Latour nichts anderes bezeichnet als das Anschließen und Aufbauen von Kommunikationen aneinander bzw. aufeinander im Sinne Luhmanns. Latours Begriff der Übersetzung lässt sich daher mit Luhmanns Selektion vergleichen, da es darum geht, aus der Vielzahl vorhandener (vorausgewählter) Alternativen diejenige auszuwählen, welche die besten Anschlussmöglichkeiten der Operationen bietet und eventuell gegenläufige Programme durch passendere Alternativen ersetzt werden können.

Kann also davon gesprochen werden, der Zettelkasten habe Kommunikations- bzw. Handlungskompetenz? Aus Luhmanns Perspektive kann Kommunikationskompetenz einem Artefakt dann zugeschrieben werden, wenn es bestimmte strukturelle Anforderungen (s.o.) erfüllt, welche die Anschlussfähigkeit von Kommunikationen aneinander sicherstellen. Latour geht hier einen Schritt weiter und spricht Artefakten bereits dann Handlungskompetenz zu, wenn beim Zusammenwirken von menschlichen mit nicht-menschlichen Akteuren Handlungen durch die Anschlussfähigkeit von Kommunikationen aneinander gewährleistet werden, unabhängig von der inneren Komplexität oder gar dem ‚Geistesleben‘ der Akteure (die ja wiederum erst durch das Zusammenwirken konstituiert werden).

Fazit

Niklas Luhmanns Systemtheorie und Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie ähneln sich in vielerlei Hinsicht, vor allem in Bezug auf die Vermeidung einer subjektbezogenen Perspektive. Beide zeichnen sich durch einen neuen Kommunikationsbegriff aus, der nicht auf einem handlungstheoretischen Verständnis von Kommunikation aufbaut, sondern von der situativen Formung und fortwährenden Umformung von Kommunikation ausgeht. Latours Perspektive erweist sich allerdings als ‚gewagter‘, weil seine Unterscheidung von Assoziation und Substitution und deren Zusammenspiel letztendlich in einem durch Selektion der ‚besten‘ Alternative erreichten Konsens mündet – eine Annahme, die Luhmann mit den Worten vermeidet: „es gibt keinen zwingenden Grund, die Konsenssuche für rationaler zu halten als die Dissenssuche“ (Luhmann 1995, S. 119). In der Konsequenz lässt sich der ANT dadurch unterstellen, sie gehe eben doch von der einer gewissen Rationalität kommunikativen Handelns aus.

Bei der Erhebung eines Gegenstandes, des Zettelkastens, zum Kommunikationspartner unterschätzt Luhmann den dadurch auftretenden Emergenzeffekt: er versucht, die sich aus der

Strukturierung des Zettelkastens ergebenden sozialen Wirkungen weitgehend auf das Zusammenwirken von dessen Einzelementen zu reduzieren. Zwar räumt er dem Gegenstand eine gewisse Form der Essenz (kreatives Wachstum, Selbstständigkeit, etc. – s.o.) ein, allerdings immer nur unter der Voraussetzung der ‚richtigen‘ Strukturierung und Handhabung (durch ihn, seinen ‚Schöpfer‘). Dadurch degradiert Luhmann seinen ungleichen Forschungskollegen letztendlich doch immer wieder zur Summe seiner Einzelemente. Daraus lässt sich eine gewisse Zwiespältigkeit Luhmanns ableiten: zwar räumt er durch die Feststellung, Akteure wie Aktionen seien nur Konstruktionen von miteinander vernetzten Kommunikationen ein, dass Akteure nicht mit Menschen gleichzusetzen sind daher auch nicht-menschlicher Natur sein können, er geht diesen Schritt aber nicht konsequent genug. D.h. sein eigenes Abstraktionslevel scheint ihn daran zu hindern, das in jeder Situation anders stattfindende praktische Zusammenwirken von materiellen und nicht-materiellen Faktoren im Hinblick auf die daraus entstehende Sozialität hinreichend zu betrachten. Soziale Phänomene bestehen nicht nur aus Kommunikationen, sondern auch physischen Auswirkungen.

Als abschließender interessanter Punkt sei zudem noch erwähnt, dass der Zettelkasten im Zuge dieses Essays aus Vereinfachungsgründen als Einheit betrachtet worden ist, tatsächlich aber selbst eigentlich nur einen übergeordneten Akteur darstellt, der wiederum aus der Verknüpfung vieler weiterer, von Akteuren geschaffenen Gegenstände, wie z.B. die Zettel, das Schlagwortregister, unterschiedliche Arten wissenschaftlicher Lektüre, Luhmanns Schreibtisch, sein Schreibwerkzeug, etc. hervorgeht. Diese Mitbeteiligten sind dabei wiederum selbst nur Auswirkungen der Kommunikationen bzw. Handlungen von Akteuren, d.h. zu einem erheblichen Anteil an der Situation nichtbeteiligter Dritter, die zu anderen Zeitpunkten stattgefunden haben.

Literatur

Latour, Bruno (1993): Kleine Soziologie alltäglicher Gegenstände. S. 17-27 und 37-52 in: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademie.

Luhmann, Niklas (1981): Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht, S. 222-228 in: H. Baier u.a. (Hg.): Öffentliche Meinung und sozialer Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1995): Was ist Kommunikation? S. 113-124 in ders.: Soziologische Aufklärung, Band 6. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Julia Haronska, Matrikelnr. : xxxxxx
Soziologie (Kernfach, B.A.), 2. Fachsemester

Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Institut für Soziologie
Sommersemester 2013
Seminar: Soziologische Theorien
Dozent: Björn Krey

Essay: Diskussion soziologischer Theorien

Eine Fahrstuhlfahrt mit Hirschauer und Garfinkel.

Ein Krisenexperiment zur Erzeugung sozialer Ordnung im Selbstversuch.

Julia Haronska
Adresse
Tel.
Mail: xxxxxxx@students.uni-mainz.de

Mainz, den 04.08.2013

Mein Essay beruht auf dem im Semesterreader zum Seminar „Soziologische Theorien“ des Sommersemesters 2013 zu findenden Text von Stefan Hirschauer, welcher sich mit dem Fahrstuhlfahren beschäftigt. Dieses Fahrstuhlfahren ist etwas, das so alltäglich ist, dass es sicherlich jeder schon viele Male getan hat, ohne jedoch explizit benennen zu können, wie genau es ist und warum es so anders ist als alles, was außerhalb des Fahrstuhls stattfindet. Mein Interesse galt nun im Anschluss an Hirschauer der Frage, welche Techniken die Teilnehmer einer Fahrstuhlfahrt anwenden, um die Stabilität der sozialen Ordnung in dieser Situation zu gewährleisten. Um dies genauer betrachten zu können, habe ich frei nach Harold Garfinkel im Selbstversuch Krisenexperimente in den Fahrstühlen des Georg-Forster-Gebäudes durchgeführt, welche die Parameter der sozialen Situation der Fahrstuhlfahrt (Anwesenheit und wechselseitige Wahrnehmung, vgl. Hirschauer 1999, S. 222) im Gegensatz zu einer normalen Fahrstuhlfahrt variiert bzw. in meinem Falle verstärkt haben.

Da es sich um einen eher kurzen Essay handelt, verzichte ich auf eine genauere Gliederung in Form eines Inhaltsverzeichnisses, im Folgenden möchte ich jedoch kurz das weitere Vorgehen beschreiben: Ich beginne mit einer Definition des Fahrstuhls und der Fahrstuhlfahrt sowie einem kleinen Überblick über Hirschauers Aussagen zum Fahrstuhlfahren, ehe ich im Anschluss daran meine Ergebnisse kurz vorstelle. Abschließend möchte ich meine Erfahrungen mit den im Seminarstext präsentierten Beschreibungen vergleichen und daraus Schlussfolgerungen bezüglich der Erzeugung sozialer Ordnung ziehen.

1. Der Fahrstuhl

Nach Stefan Hirschauer handelt es sich bei einem Fahrstuhl um einen „Unort“, eine „optisch geschlossene Kabine für 6-10 Insassen mit automatischen Türen und Aluminiumwänden, die durch einen vertikalen Tunnel ein öffentliches Gebäude durchquert, das vornehmlich Fremde zusammenbringt.“ (Hirschauer 1999, S.222). Obwohl im Fahrstuhl also potenziell mehr Personen befördert werden können, habe ich mich zwecks Überschaubarkeit der Situation dafür entschieden, für meine Hausarbeit nur jeweils die Fahrstuhlfahrten zu berücksichtigen, bei denen neben mir nur eine weitere Person im Fahrstuhl war.

Charakteristisch für das Fahrstuhlfahren als Situation und in Hirschauers Definition schon angedeutet ist die Fremdheit der sich im Fahrstuhl Begegnenden. Diese Fremdheit oder „wechselseitige Unbekanntheit von Personen“ (Hirschauer 1999, S.239) muss jedoch interaktiv beim Fahrstuhlfahren aufrechterhalten werden (Hirschauer 1999, S. 240), was durch die Anwendung des Interaktionsmusters der „civil inattention“ geschieht (Hirschauer 1999, S.239). Dies heißt, dass zwar die Körper im Fahrstuhl kopräsent sind, die Personen einander aber durch Minimierung von Anwesenheit und wechselseitiger Wahrnehmung fremd bleiben, also „Beziehungen ablehnen, ohne Unpersonen zu erzeugen“ (Hirschauer 1999, S. 239). Diese respektvolle Beziehungslosigkeit im Fahrstuhl muss nun allerdings von den Teilnehmern der Fahrstuhlfahrt „interaktiv hergestellt werden“ (Hirschauer 1999, S. 240).

Wie genau diese spezielle Art der Ablehnung sich äußert und was passiert, wenn im Fahrstuhl nichts passiert, beschreibe ich im Rahmen der für diesen Essay relevanten Punkte im nächsten Abschnitt.

2. Fahrstuhlfahren mit Hirschauer: Was im Fahrstuhl passiert, wenn im Fahrstuhl nichts passiert

Laut Hirschauer wird soziale Ordnung im Fahrstuhl im Konkreten durch subtile Gesten erzeugt, die die Interaktion wie eine Un-Interaktion scheinen lassen und die Teilnehmer nicht miteinander verbindet: Es gibt im Fahrstuhl also eine „Praxis der Fremdheit“ (vgl. Hirschauer 1999, Titel des Aufsatzes sowie Kapitel 9, S. 239). So müssen sich die Körper voneinander distanzieren, um Personen beherbergen zu können (Hirschauer 1999, S.239), welche wiederum nichts miteinander zu tun haben wollen, aber dennoch als Personen „kulturell intakt gehalten werden müssen“ (Hirschauer 1999, S. 239).

Diese Distanzierungsversuche werden im Körperlichen durch Distanzwahrung und Distanzierungs-äquivalente hergestellt, also eine bestimmte Art der Platzwahl im Fahrstuhl, welche immer eine möglichst große Distanz, oder aber, bei mehreren Mitfahrern, eine möglichst große Unverbundenheit zu allen anderen anwesenden Parteien im Fahrstuhl signalisieren soll (vgl. Hirschauer 1999, S.229f). Desweiteren werden „Blicklizenzen“ (Hirschauer 1999, S.232) ausgehandelt, es darf also nicht jeder jeden zu jedem beliebigen Zeitpunkt anschauen, damit die soziale Ordnung stabil bleibt – auch beim Ein- und Aussteigen sowie den dazugehörigen Vorbereitungsphasen ist ein hohes Maß an Timing erforderlich, um seiner Umwelt respektvolle Ignoranz entgegenzubringen, die die Würde der beteiligten Personen wahrt, ohne sie als Personen tatsächlich zu berühren (vgl. Hirschauer 1999, S.228f, 237f).

Kurzum: Bei der „civil inattention“, welche im Fahrstuhl aufgrund der Länge ihres Andauerns einer „krisenhaften Dehnung“ unterliegt (Hirschauer 1999, S.239), handelt es sich nicht nur um einen Versuch der Lösung des „Navigationsproblems“, welches ein Problem der Kopräsenz von Körpern in einem engen Raum darstellt (Hirschauer 1999, S.239), sondern gleichzeitig auch um den Versuch einer Lösung des Problems der Kopräsenz von Personen, welche von Körpern beherbergt werden, die gleichzeitig anwesend sind, ohne miteinander in Interaktionen verworren sein zu wollen (vgl. Hirschauer 1999, S.239, S.240). Diese Problemlösung wird in der Situation selbst laufend prozessiert, ist also höchst instabil und gefährdet (Hirschauer 1999, S.239).

Im nächsten Abschnitt möchte ich anhand meines Selbstversuchs erläutern, was im Fahrstuhl geschieht, wenn man das Interaktionsmuster der „civil inattention“ unterbindet und die soziale Ordnung somit gefährdet, sich also den anderen Mitfahrern aufdrängt und sie gegen ihren Willen in eine Interaktion verstrickt, die sich auch offen als solche zeigt.

3. Fahrstuhlfahren als Krisenexperiment: Was im Fahrstuhl passiert, wenn im Fahrstuhl doch etwas passiert. Eine Beobachtung.

Folgende drei Krisensituationen habe ich im Fahrstuhl erzeugt:

- 1.: Anstarren der Mitfahrer über die gesamte Dauer der Fahrt
- 2.: Minimierung der körperlichen Distanz (mit zugewandtem Gesicht)
- 3.: Uneindeutige Positionierung meinerseits vor der Fahrstuhltür, um die Zusteigenden über den Status meiner Fahrt (Ausstieg oder Weiterfahrt) im Unklaren zu lassen.

Entgegen meiner schlimmsten Befürchtungen wurde keiner meiner Mitfahrer mir gegenüber aggressiv. Viel eher ließ sich beobachten, wie meine Mitfahrer sich tendenziell eher wegdrehten oder subtil auswichen, wenn ich ihnen körperlich zu nahe kam; Gleichzeitig war das Abwenden des

Gesichts häufig. Beim bloßen Dauer-Anschauen wurde hingegen lediglich das Gesicht oder der Blick abgewandt, jedoch war hier auffällig, dass immer wieder unauffällig (meist über die Wandspiegel des Fahrstuhls) kontrolliert wurde, ob ich überhaupt noch starre oder mich wieder situationskonform verhalte. Weitere Reaktionen, die eher selten auftauchten, waren lautes Prusten, welches die Mitfahrenden jeweils nicht zurückhalten konnten, als ich sie über längere Zeit angestarrt habe, sowie in einem Falle ein Lachenfall, welchen ich nur durch Auflösung der Situation als Teil einer Hausarbeit wieder beenden konnte. Ebenfalls eher selten war das freundlich in Smalltalk verwickelt Werden bei zu langem Anstarren - So ergab sich einmal eine Frage bezüglich des schönen Wetters und einmal eine Aussage über die „Affenhitze in diesem Lift!“, wobei die Personen von meiner Nicht-Antwort recht peinlich berührt schienen und nach diesen Aussagen wieder stumm wurden.

Bei einer Person, die mehrfach mit mir Fahrstuhl gefahren ist, ergab sich auch eine typische Fahrstuhlbekanntheit: Als mein ‚Opfer‘ das zweite Mal mit mir Fahrstuhl gefahren ist, stellte es mir die Frage, ob ich Hilfe bräuchte und wohin ich denn müsse. Daraufhin gab ich zu verstehen, dass es sich bei meinem zugegebenermaßen etwas seltsamen Fahrverhalten um den praktischen Teil einer Hausarbeit handle. Die Person war selbst mit einer Hausarbeit beschäftigt, für die sie mehrfach die Etagen wechseln musste – im Verlaufe meines Experiments sind wir noch mehrfach im Fahrstuhl in Kontakt getreten, woraus sich dann ein Gespräch über mehrere Etappen ergab, das ständig unterbrochen werden musste, da ja die Fahrtzeit nur begrenzt war. Auch wurde ich bei jedem Ein- und Aussteigen ab der zweiten Fahrt von der Person begrüßt und verabschiedet, was im Normalfall nach Hirschauer nicht passiert bzw. fraglich ist (vgl. Hirschauer 1999, S.235f)

Im Folgenden möchte ich aus meinen Beobachtungen Schlussfolgerungen ziehen und diese mit Hirschauers Erkenntnissen über das Fahrstuhlfahren im Idealfall vergleichen.

4. Schlussfolgerung

Wie oben geschildert war sehr auffällig, dass keine der mit mir im Fahrstuhl fahrenden Personen mir gegenüber aggressiv wurde, sondern der Großteil eher darauf bedacht war, auf irgendeine Weise (sei es das Abwenden des Gesichts oder das komplette körperliche Wegdrehen oder Ausweichen) Distanz zwischen sich und mich zu bringen. Dies bestätigt Hirschauers These von der trotz unausweichlicher Körperlichkeit der Anwesenden zu wahren Distanz zwischen den Personen (vgl. Hirschauer 1999, S.239). Ansonsten war tendenziell eher freundliches, distanzierteres Verhalten zu beobachten. Auch der eher selten geführte Smalltalk als etwas Unverfängliches, das eine neutrale bis positive Grundstimmung herstellen sollte, schien eine weitere Technik des Absicherns der Situation und der möglichst guten Wiederherstellung der sozialen Ordnung darzustellen. Dies lässt sich ebenfalls bei Hirschauer finden (vgl. Hirschauer 1999, S.236), jedoch meint Hirschauer, dass es nur in Ausnahmefällen vorkommt, dass Fremde im Fahrstuhl ein Gespräch miteinander beginnen, da man das Gespräch nicht zum selbstgewählten Zeitpunkt wieder abbrechen kann, der Fahrstuhl hält einen immerhin für die Dauer der Fahrt erzwungenermaßen in Kopräsenz (vgl. Hirschauer 1999, S.235)– ich denke, dass der krisenhafte Fall meiner Dauerfahrstuhlfahrt, welche mit Anstarren und übertriebener und unbegründeter körperlicher Nähe garniert war, definitiv zu diesen Ausnahmesituationen gehört und vermute, dass mir, neben dem Ausräumen der Möglichkeit, ich würde durch mein Starren Kontakt suchen, durch das Ansprechen von Belanglosigkeiten zu verstehen gegeben worden ist, dass man mich und mein abweichendes Verhalten im Auge hat, aber nichts Böses von mir will. Wahrscheinlich sollte mir damit die Chance gegeben werden, mich im Anschluss an mein Starren oder Näherrücken doch wieder situationskonform zu verhalten und so zu tun „als wäre nichts

gewesen“, denn schließlich war nie mein abweichendes Verhalten Thema, was Gegenteiliges hätte vermuten lassen können.

Dieses so Tun „als sei nichts“ ist, vereinfacht gesagt, laut Hirschauer auch das Grundmuster der Fahrstuhlfahrt an sich – welches, und dies ist meine Erkenntnis aus den Krisenexperimenten, auch im Krisenfall selbst noch inszeniert wird. Diese Inszenierung erscheint bei genauer Beobachtung jedoch weitaus offensichtlicher als die, welche sich im Fahrstuhl üblicherweise ereignet. Ob dies jetzt auf ein tatsächlich offensichtlicheres Darstellen von Desinteresse gepaart mit Befremdung über und Angst vor seltsamen Verhalten zurückzuführen ist oder einfach durch seine Seltenheit so auffällt, kann ich leider nicht genauer schlussfolgern.

Besonders auffällig empfand ich hierbei das unauffällige, doch stetige „Spicken“ der Personen, die ich lediglich angestarrt, denen ich aber nicht zu nahe gekommen bin – sie kontrollierten anscheinend hiermit, ob ich immer noch starre oder mich eventuell wieder konform verhalte, was jedoch nie der Fall war, woraus sich für die Personen eine weitere Phase des Wegdrehens bzw. Gesicht Abwendens und So-tun-als-ob ergab, welche wiederum von einem erneuten Spicken oder letztlich dem Aussteigen abgelöst wurde. Auch hier lässt sich eine Parallele zu Hirschauers Beobachtungen finden: Im Normalfall sind die Teilnehmer einer Fahrstuhlfahrt versucht, Gleichzeitigkeit im Anschauen zu vermeiden (vgl. Hirschauer 1999, S.232), es ergibt sich ein „Turn-Taking von Blicklizenzen“ (Hirschauer 1999, S.232), wobei beim ertapptwerden des Schauenden in der Regel jener sein komplettes Gesicht abwendet, um nicht als Schauender entlarvt zu werden (vgl. Hirschauer 1999, S. 233), was ja bei mir als Schauende nicht der Fall war. Im Endergebnis habe also nicht ich mich abgewendet, sondern derjenige, den ich angeblickt habe. Auffällig hierbei war, dass die Personen sich an die Regel der Verteilung von Blicklizenzen zu halten versucht haben, auch wenn ich dies nicht getan habe, was für sie daraus resultierte, dass sie von mir ständig beim Versuch, mich zu taxieren, ertappt wurden – was ja im Normalfall nicht geschehen sollte und für den ertappten in der Regel in einem solchen Ausmaße peinlich ist, dass er versucht, so zu tun, als ob er gar nicht die Absicht gehabt hätte, sein Gegenüber anzuschauen (vgl. Hirschauer 1999, S.232). Auf den zweiten Blick gar nicht erstaunlich ist allerdings die Tatsache, dass die Mitfahrer dennoch immer wieder versucht haben, mich anzuschauen – Einerseits macht es nervös, angestarrt zu werden, weshalb man die Situation gern vermeintlich unter Kontrolle halten möchte, was in diesem Falle nur über stetiges Kontrollieren des Status Quo funktioniert, andererseits können mir diese Blicke ebenfalls zu verstehen gegeben haben, dass man mich „im Blick hatte“, was mich dann wohl daran hindern sollte, noch krisenhafter mit der Situation umzugehen. Ich konnte hierfür jedoch keine Textstellen in Hirschauers Beschreibungen finden, woraus ich schließe, dass dies etwas ist, das nur für Krisensituationen gilt und im Normalfall mit den üblichen Blickmustern abgehakt ist.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Personen auch im Krisenfall, wie er von mir im Fahrstuhl simuliert wurde, stets am Aufrechterhalten einer sozialen Ordnung interessiert sind. Dies geschieht wohl, da sich daraus ein Schutzraum für die jeweils eigene Persönlichkeit ergibt, weshalb es im Interesse aller Beteiligten ist, interaktiv diese Ordnung herzustellen. Die dabei verwendeten Techniken sind auf Distanzherstellung und –wahrung ausgerichtet, welche (die hier „fremde“) Persönlichkeit aufrecht erhalten sollen, aggressives Verhalten hingegen findet nicht statt. Dies ist wahrscheinlich der Fall, weil aus jenem eine komplette Eskalation der Situation und auch ein Fallenlassen der Fremdheit resultieren könnte, was ja versucht wird, zu vermeiden.

Weiterführende Überlegungen, welche mir während meines Essays gekommen sind, betreffen unter anderem die Fahrstuhlarchitektur und könnten in anderen Essays behandelt werden: Wofür ist zum Beispiel die auf den ersten Blick unnütze (und spätestens nach der zehnten Fahrt nervende) Ansage „Drittes Obergeschoss. Tür öffnet!“ seitens des Fahrstuhls gut? Was soll damit bezweckt werden?

Welchen Einfluss hat diese Ansage auf das Verhalten der Menschen im Fahrstuhl? Und warum muss ein Fahrstuhl sprechen können? Wenn der Fahrstuhl aber schon Ansagen macht, warum wurde dann nicht die Ansage eingespielt, auf welcher Seite sich die Tür öffnet, obwohl sich der Fahrstuhl in einigen Stockwerken zu beiden Seiten öffnen lässt? Ebenfalls interessant und näher an meinem Thema wäre das Verhalten von Gruppen im Krisenexperiment, da ich mich lediglich mit zugestiegenen Einzelpersonen beschäftigt habe. Schwer festzustellen, da technisch eher selten, wäre auch die Veränderung im Verhalten der einander bis dato Fremden im Falle eines Steckenbleibens des Fahrstuhls.

Literaturverzeichnis

Hirschauer, Stefan (1999): Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. In: Soziale Welt 50: 221-246.

Clemens Fucker

MA 3. Semester

Mat. Nr.: xxxxxx

Wirtschafts- und Finanzsoziologie

Sommersemester 2012

Prof. Dr. Herbert Kalthoff

xxxxxx@students.uni-mainz.de

Der Chiemgauer

Eine Regionalwährung

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	61
Theorien	61
Geschichte des Chiemgauers.....	63
Materialität	63
Aneignung des Chiemgauers.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Nutzung des Chiemgauers	66
Unternehmen	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Werteinbettung	69
Fazit	70

Einleitung

Aus der heutigen Welt ist Geld als universales Tauschmedium nicht mehr wegzudenken. Unvorstellbar scheint der Gedanke beim Metzger mit Äpfeln oder anderen Waren zu bezahlen, so wie vor der Erfindung des Geldes ein Tauschhandel von statten ging. Und was würde mit den übrig bleibenden Äpfeln passieren, wenn sie niemand in einem Tauschhandel akzeptieren würde? Ein gesellschaftliches Leben ohne Geld wäre in der heutigen Welt nicht mehr möglich. Gleichwohl unterliegt die Existenz des Geldes einem gewissen Mysterium, da es den Menschen als handlungsleitendes Medium mittlerweile von Geburt an beeinflusst und soziale, staatliche und wirtschaftliche Prozesse mitlenkt, die aufgrund ihrer hohen Komplexität nur schwer durchschaubar sind.

Seit 2003 existiert neben dem als gesetzliches Zahlungsmittel in Deutschland etablierten Euro in der Region rund um den Chiemsee eine eigene, eurogedeckte Alternativ-Währung: Der Chiemgauer.

Die folgende Arbeit soll sich der Chiemgauer nähern, seine Materialität und Praxis betrachten und versuchen, seine Besonderheiten gegenüber dem Euro heraus zu arbeiten. Wie ist der Chiemgauer entstanden und wie verändert und strukturiert er die Handlungsmöglichkeiten seiner Nutzer.

Während im ersten Abschnitt verschiedene klassische Geldtheorien kurz angerissen werden, folgt im zweiten eine genauere Betrachtung des Chiemgaubers in seiner Form, der Praxis seiner Aneignung und seinen ökonomischen und sozialen Einschreibungen. Das Fazit fasst die Unterschiede des Chiemgaubers zum Euro und die neuen Perspektiven, die ein „anderes Geld“ auf die klassischen Theorien erzeugt, zusammen.

Geldtheorien

Regionalwährungen wie der Chiemgauer sind in der klassischen Geldtheorie kaum erfasst. Da sich der Chiemgauer bewusst von seinem „großen Bruder“, dem Euro, distanziert und in manchen ökonomischen Fragen einen anderen Fokus hat, ist die interessante Fragestellung interessant, inwieweit klassische Geldtheorien den Chiemgauer als Geldmedium erfassen.

Die ökonomische Theorie definiert Geld als ein Tauschmedium, welches drei zentrale Geldfunktionen erfüllen muss. Neben der Wirkung als Tauschmittel und Wertaufbewahrungsmittel agiert es ebenso als Recheneinheit, mit dem sich der Wert von Waren bestimmen lässt (Dornbusch & Fischer, 2002).

Dabei wird Geld als rationales Werkzeug betrachtet, um Transaktionskosten zu senken, welches in seiner Form ein „homogenes und qualitativ neutrales Konstrukt“ (Thiel, 2012: 41) ist.

In der Theorie von Marx ist Geld die Verkörperung des Wertäquivalents aller anderen Waren. Dieser reine Tauschwert verselbstständigt sich allerdings, löst sich immer mehr von den Waren und deren Gebrauchswert ab und entwickelt sich zu einer eigenständigen Ware, die zum Selbstzweck existiert. Durch Akkumulation dieser Ware kann der Kapitalist Herrschaft über die Arbeiter erlangen, die dem System nur ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen können. Dies erlaubt ihm eine weitere Vergrößerung seines Reichtums auf Kosten der Arbeiter. Durch die Ausbeutung der Arbeiter verlieren diese den Bezug zu ihrer Arbeit, eine Entfremdung findet statt, die gleichzeitig sowohl die Beziehungen zu sich selbst als auch den Mitmenschen negativ beeinflusst. Gleichzeitig wird das Geld benötigt um überhaupt an sozialen Prozessen teilhaben zu können (Engels & Marx, 2012).

Max Weber betrachtet Geld als ein rein rationales Werkzeug, das Orientierung im wirtschaftlichen Handeln ermöglicht. Als Tauschmittel überträgt es seine Logik allerdings auch in alle anderen sozialen Bereiche, in denen es agiert, zersetzt dort persönliche Beziehungen und ordnet sie einer kalkulierenden Rationalität unter (Weber, 1985). Eine ähnliche Perspektive wird von Talcott Parsons vertreten, der dem Geld eine quantifizierende Wirkung zuschreibt, welche sich ebenso auf einer rein ökonomischen und nutzenorientierten Ebene befindet (Parsons, 2000).

Georg Simmel sieht ähnlich zu Marx das Geld nicht nur als Tauschwert, sondern auch als eine eigenständige Ware mit eigenem Wert. Als wesentliches Charakteristikum der Geldwirtschaft sieht er das Wachstumsprinzip und damit die Vermehrung des Reichtums, welches das Geld von einem Mittel immer mehr zu einem Selbstzweck transformiert. Dieser Selbstzweck konstituiert sich aus dem potentiellen Handeln, welches durch das Geld ermöglicht wird und mit seiner Vervielfältigung weiter zunimmt. Durch die generalisierte Möglichkeit das Geld gegen alle anderen Dinge einzutauschen individualisiert und löst Menschen ihren bisherigen gesellschaftlichen Abhängigkeiten (Simmel, 1989).

Neben diesen klassischen Theorien soll noch auf eine jüngere kurz eingegangen werden, die in ihrer Perspektive einen interessanten Blick auf Regionalwährungen zulässt.

Viviana Zelizer sieht Geld nicht als ein autonomes Medium an, sondern spricht von einer Vielzahl an unterschiedlichen Geldern, die unterschiedlich sozial und kulturell geprägt sind. Je nach sozialem Kontext differiert Geld hier in seiner Absicht, Form und Verwendungen (Zelizer, 1997).

Geschichte des Chiemgauers

Die Geschichte dem Chiemgauers beginnt 2002 mit der Gründung eines Schülerprojekts an der Waldorfschule Prien. Der damalige Wirtschaftslehrer Christian Gelleri und 6 seiner SchülerInnen initiieren das Projekt, mit dem Ziel eine eigene Regionalwährung zu entwerfen. Die Erstausgabe am 30. Januar 2003 verläuft sehr erfolgreich, alle 2.000 gedruckten Chiemgauer kommen in Umlauf und können in einem der 20 teilnehmenden Geschäfte ausgegeben werden. Das Projekt findet knapp ein halbes Jahr später in dem Verein „Chiemgauer regional e.V.“ eine feste institutionalisierte Struktur. Aufgrund des ständigen Wachstums an Teilnehmern und der steigenden Verwaltungsarbeiten löst sich das Projekt immer mehr von der Waldorfschule und wird seit Sommer 2005 als eigenständige Initiative betrieben. Weitere größere Entwicklungen waren die Einführung des elektronischen Chiemgauers 2005, welcher ein bargeldfreies Bezahlen ermöglicht, sowie die Gründung der „Regios eG“, die sich mit den anfallenden Abrechnungen beschäftigt, die dem gemeinnützigen Verein nicht erlaubt sind.

Aktuell können an 45 Ausgabestellen rund um den Chiemsee Chiemgauer abgehoben beziehungsweise gegen Euro getauscht werden und in den mittlerweile 599 teilnehmenden Unternehmen ausgegeben werden. 243 Vereine kommen in den Genuss der regionalen Förderung durch die mehr als 650.000 sich in Umlauf befindenden Chiemgauer, die mittlerweile eine Höhe von insgesamt mehr als 240.000 Chiemgauer über den gesamten Zeitverlauf erreicht hat.

Die zentralen Ziele des „Chiemgauer regional e.V.“ sind dabei die Förderung der regionalen Wirtschaft und der lokalen Vereine. Der Chiemgauer soll dabei durch seine speziellen Strukturen (Umlaufsicherung und regionale Geschlossenheit) seinen Nutzern ein normales Wirtschaften und Handeln etc. ermöglichen und dabei im Vergleich zum Euro trotzdem ein besseres Geld darstellen, welches sich auf entsprechenden Ziele fokussiert.

Materialität und Form des Chiemgauers

Die vom „Chiemgauer regional e.V.“ herausgegebenen Scheine dürfen offiziell nicht als „Geld“ bezeichnet werden. „Geld“ als solches darf nur nach den von der Bundesbank herausgegeben Richtlinien produziert und in Umlauf gebracht werden und existiert faktisch nur in der vom Staat monopolisierten Ausgabe durch die Banken. So gilt nach § 35 BbankG die unbefugte Ausgabe von „Geldzeichen (Marken, Münzen, Scheine oder andere Urkunden, die geeignet sind, im Zahlungsverkehr an Stelle der gesetzlich zugelassenen Münzen oder Banknoten verwendet zu werden) oder unverzinsliche Inhaberschuldverschreibungen (...), auch wenn ihre Wertbezeichnung nicht auf Euro lautet“ als verboten. Der Chiemgauer gilt daher rechtlich als eine „vereinsinterne

Verrechnungseinheit (...), zur Verrechnung von Leistungen des Vereins und den teilnehmenden Vereinsmitgliedern (...)“ (chiemgauer.info, 2012). Jeder Nutzer des Chiemgauer wechselt faktisch keine Euro in Chiemgauer, sondern erwirbt Warengutscheine, die er wiederum gegen echte Waren in den entsprechenden Unternehmen tauschen kann. Obwohl der Chiemgauer somit kein Geld ist, macht ein Blick auf die Scheine klar, dass die Initiatoren im Rahmen dessen Möglichkeiten genau dies beabsichtigen.

Als erstes fällt auf, dass der Chiemgauer nicht in Münzform existiert, sondern ausschließlich in Scheinen ausgegeben wird. Dies hat wohl einen pragmatischen Hintergrund. Da davon ausgegangen werden kann, dass grundsätzlich kein Nutzer rein mit Chiemgauern zahlt, muss eine einfache Handhabung mit den Wertgutscheinen gewährleistet werden, wenn sie zusammen mit dem Euro in den Geldbeuteln geführt wird. Dafür eignen sich Scheine eher als Münzen, da sie sich besser trennen lassen und in ihrem Aussehen leichter differenzierbar sind. Ebenso wäre die Prägung eines Chiemgauer-Münzgeldes für den Chiemgauer-Verein eine erheblich schwieriger zu gestaltende Aufgabe, da auch hier eine klare Abhebung zur Euro-Münze aus juristischen Gründen notwendig ist. Die Wertstückelung des Chiemgauers orientiert sich an klassischen Währungen (1, 2, 5, 10, 20, 50), der größte Schein ist allerdings der 50 Chiemgauerschein. Anders als beim Euro, bei dem es noch 100er, 200er und 500er Banknoten gibt, zeigt dies die Tatsache, dass der Chiemgauer für größere Ausgaben nicht gedacht ist (Abbildung 1). Hierzu passt auch die Struktur der teilnehmenden Unternehmen, die selten Waren anbieten, deren Preise die Stückelung merklich übertrifft (chiemgauer.info, 2012).

Das Design der einzelnen Chiemgauer lehnt sich weitestgehend an klassische Währungen an. Neben einer großgedruckten Zahl, die den Wert wiedergibt fallen neben dem Chiemgauer-Logo die freien Felder zum Aufkleben der Umlaufsicherungssticker auf, sowie der gut sichtbare Aufdruck, die den Chiemgauer als „Vereinsinternen Regio-Gutschein“ ausweist. Um den Schein von anderen „reinen“ Wertgutscheinen abzugrenzen, wird der Gutschein mit diversen Sicherheitsmerkmalen ausgestattet, die ihm einen höheren Wert geben sollen. So wird der Chiemgauer auf Spezialpapier gedruckt und besitzt insgesamt 14 verschiedene Sicherheitsmerkmale, zu denen unter anderem eine Silberschrift, ein Wasserzeichen und eine UV-Licht Sicherung gehört (chiemgauer.info, 2012). Mit all diesen Merkmalen wirkt der Chiemgauer in seiner Materialität somit tatsächlich klassischen Währungen näher als anderen Rabattmarken (Abbildung 2).

Um als Währung akzeptiert zu werden ist es für den Chiemgauer relevant alle Qualitätsmerkmale zu vertreten, die klassische Währungen auch haben. Die Sicherheitsmerkmale stellen dabei mitunter die Wichtigsten dar, da der Nutzer auf die Fälschungssicherheit vertrauen können muss, da mit dieser auch die Werthaftigkeit der Scheine beziehungsweise der Währung verknüpft ist.

Doch der Chiemgauer existiert nicht nur in Form von Bargeld. Auch als Buchgeld ist er vorhanden und wird repräsentiert durch die Regiocard, die wie eine Debitcard einer gewöhnlichen Bank funktioniert. Diese Karte existiert erst seit der Kooperation der lokalen VR-Bank und der Sparkasse, die den Chiemgauer unterstützen. Über die Regiocard kann an den Ausgabestellen direkt Geld vom Konto des Inhabers abgehoben werden, ein umständliches Umtauschen von Eurobargeld in Chiemgauer wird damit beseitigt. Gleichzeitig fungiert die Karte auch als Zahlungsmittel, bei dem in akzeptierenden Geschäften auch bargeldlos bezahlt werden kann. Dies hat den Vorteil, dass auch größere Summen nun bequem in Chiemgauer bezahlt werden können und der Umlaufimpuls keine Rolle zahlt. Ebenso fällt beim Zahlen von einem Chiemgauerkonto zu einem anderen der Regionalabschlag weg und bietet damit einen Anreiz für Unternehmen ebenso untereinander mit Chiemgauern zu bezahlen.

Da für private Nutzer ein Umtausch von Chiemgauer in Euro nicht möglich ist, stellt der elektronische Chiemgauer somit eine praktische Alternative dar, da punktgenau gezahlt werden kann und keine restlichen Chiemgauer übrig bleiben.

Aneignung des Chiemgauers

Anders als der Euro ist die Nutzung des Chiemgauers nicht ohne weiteres möglich. Zugangsvoraussetzung ist hierbei die Mitgliedschaft als förderndes, aber nicht stimmberechtigtes Mitglied des „Chiemgauer regional e.V.“. Durch eine Mitgliedschaft erhält man die Möglichkeit über die EC-Karten ähnliche „Regiocard“ oder direkt über Bargeld Euro in Chiemgauer umzutauschen. Unter den 45 Ausgabestellen finden sich diverse kleinere Lebensmittelgeschäfte, Touristeninformationen, aber auch Volks- und Raiffeisenbanken sowie Sparkassen (chiemgauer.info, 2012). Ein Umtausch ist innerhalb des Gebiets, in dem der Chiemgauer als Währung gilt, somit leicht möglich und kann in die normalen Einkaufswege gut integriert werden (Thiel, 2012). Mitgliedsanträge können kostenlos auf der Homepage der Initiative heruntergeladen werden und ausgefüllt an den Verein geschickt werden. In diesem Antrag geben die Nutzer weiterhin an, welches der 243 Projekte sie mit dem 3% Absatzabschlag unterstützen wollen. Unter diesen Projekten befinden sich diverse Schulen, Kindergärten und Vereine jeglicher Art, die sich beim „Chiemgauer regional e.V.“ registrieren. Diese Vereine verpflichten sich mit ihrer Anmeldung dazu ihre Mitglieder für den Chiemgauer zu begeistern und sich ebenfalls als Verbraucher zu registrieren. Der Verein bekommt also pro Nutzer und dessen Umsatz eine Fördersumme, die umso weiter steigt, je mehr Nutzer diesen Verein als ihr Förderprojekt bei der Anmeldung angeben.

Ein Großteil der Nutzer findet ihren Weg zum Chiemgauer aber eher durch lokale Verknüpfungen oder die Berichterstattung in den Medien. Nach einer Umfrage wurde bei 42% der Nutzer ihr Erstkontakt mit dem Chiemgauer über Familie oder Freunde hergestellt (Ziegler, 2009). Da die Chiemgauer-Verbraucher den Chiemgauer nicht aufgrund rein wirtschaftlicher Gründe gebrauchen, sondern die soziale und moralische Komponente einen starken Einfluss hat (Thiel, 2012), kann man darauf schließen, dass diese persönliche Motivation im Umgang mit befreundeten Personen im Umkreis entweder bereits geteilt oder zumindest in Gesprächen immer wieder Einklang findet. Ebenso viele Prozent geben an, über die Medien auf den Chiemgauer aufmerksam geworden zu sein. Aufgrund der interessanten Idee hat der Chiemgauer seit seinen Anfangstagen bis zum heutigen Zeitpunkt ein großes Medienecho in seinem Umkreis hervorgerufen und eine recht positive Berichterstattung erhalten (chiemgauer.info, 2012). Nach Thiel reicht aber der mediale Erstkontakt oft nicht aus, um den Chiemgauer zu übernehmen. Erst durch persönliche Gespräche mit Nutzern oder Anbietern kann ein Wandel im Geldverhalten erzeugt werden.

Die besondere Problematik liegt beim Chiemgauer im stark routinierten Umgang mit Geld. Der Chiemgauer ist mit seiner Form und in seinem Umgang dem Euro so ähnlich, obwohl er etwas ganz anderes sein will. Gerade diese Mischung aus Vertrautheit und Differenz lässt den ersten Umgang mit dem Chiemgauer zu einem ganz besonderen Ereignis werden. Der unhinterfragte Umgang mit dem Euro, der in den Alltagsroutinen verfestigt ist, wird durch dieses neue Geld aufgebrochen und ein neues Lernen, wie man mit Geld umgeht, beginnt. Gerade dieser neue Lernprozess, der auf potentielle neue Nutzer abschreckend wirkt, kann durch persönlichen Umgang mit anderen Nutzern eine Vereinfachung finden, indem positive Erfahrungen aus dem Bekanntenkreis integriert werden (Thiel, 2012).

Nutzung des Chiemgauers

Nach einer erfolgreichen Anmeldung kann der eigentliche Umgang mit dem Chiemgauer beginnen. Doch zuerst wird hier die erste Einschränkung des Chiemgauers gegenüber dem Euro dem Nutzer bewusst, wenn er sein gerade neu erworbenes „Geld“ umsetzen möchte – die Akzeptanz des Chiemgauers in nur speziellen Geschäften innerhalb der Region. Während wir von unserem normalen Geld davon ausgehen können, dass es universal akzeptiert wird - gilt der Euro doch mittlerweile in 23 Staaten als gesetzliche Währung -, ist der Chiemgauer nur in bestimmten regionalen Geschäften nutzbar.

An erster Stelle tritt somit die notwendige Informationsgewinnung, wo man überhaupt mit dem Chiemgauer einkaufen kann. Die Chiemgauer-Initiative erstellt ein eigenes Branchenbuch über die teilnehmenden Geschäfte und stellt jedem dieser Unternehmen auf ihre Homepage eine eigene Mini-Page zur Verfügung, auf der das Unternehmen über sich informieren und für sich werben kann. Dies wird als Anreiz für Unternehmen sich dem Chiemgauer anzuschließen beworben, da es sich hierbei um ein Marketinginstrument handelt, das für die Wirtschaft durch Neukundenakquise dienlich ist.

Bei einem Blick über die Unternehmen, die einen Einkauf mit Chiemgauern ermöglichen fällt auf den ersten Blick das Fehlen von Großunternehmen, Supermarkt-Ketten und ähnlichem auf. Fast alle Geschäfte scheinen eher kleinere Unternehmen im Einzelhandel oder der Dienstleistungsbranche zu sein, die selten mehr als 10 Mitarbeiter beschäftigen (Ziegler, 2009). Daraus folgt, dass es dem Nutzer quasi unmöglich ist, alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs in einem Geschäft zu kaufen. Anders als die großen Supermärkte ist das Sortiment der kleinen Einzelhandelsläden sehr begrenzt. Eine Nutzung des Chiemgauer zieht somit in den meisten Fällen einen Wechsel beziehungsweise zumindest ein Überdenken der Einkaufsroutinen mit sich (Thiel, 2012). Wer Chiemgauer ausgeben möchte, kann dies nicht im H&M oder Aldi tun, sondern muss auf die akzeptierenden wechseln. Gleichzeitig ist hierbei zu bedenken, dass der Nutzer des Chiemgauers dies freiwillig tut. Es ist somit anzunehmen, dass die Nutzer die entstehenden Schwierigkeiten gerne in Kauf nehmen um neben der regionalen Wirtschaftsförderung auch ihren angegebenen Verein zu fördern, generell einen Anreiz zur Umstellung ihres Einkaufsverhalten unter den Aspekten von Regionalität und Moral suchten oder womöglich schon vorher in den entsprechenden Geschäften Konsumenten waren, die mit Euro bezahlten. Insgesamt lässt sich feststellen, dass es trotz der relativ starken Verbreitung des Chiemgauers in dem Gebiet um den Chiemsee es quasi unmöglich ist, alle seine Einkäufe über den Chiemgauer abzuwickeln. Dies kann man auch daran erkennen, dass die meisten Nutzer nur selten mehr als 200 Chiemgauer ausgeben (Ziegler, 2009), obwohl der Wohlstand in dieser Region eine merklich höhere Kaufkraft erlauben würde (Thiel, 2012). Ein großer Teil des dort zirkulierenden Geldes wird also auch von Chiemgauer-Nutzern weiterhin in Euro ausgegeben.

Das eigentliche Einkaufen wiederum erfordert keine besondere Umstellung. Die Chiemgauer werden meist parallel zu Euroscheinen im Geldbeutel geführt, da sie aufgrund ihres Designs klar zu unterscheiden sind. Am Ende des Einkaufs wird an der Kasse die Rechnung mit Chiemgauern bezahlt, ein Umrechnen ist aufgrund des 1:1 Verhältnisses sehr einfach möglich. Restbeträge, die unter einen Euro fallen, werden in Cent-Münzen bezahlt, da der kleinste Chiemgauer nur das Wertäquivalent von einem Euro beträgt.

Beachten muss der Nutzer beim Umgang mit den Chiemgauern den Wertverlust durch den Umlaufimpuls. Alle 3 Monate verliert der Chiemgauerschein 2% seines Wertes, die durch den Kauf einer Aufklebemarke wieder erneuert werden muss. Die entsprechenden Aufklebemarken können an allen Ausgabestellen erworben werden. Da der Chiemgauer von den normalen Teilnehmern nicht mehr in Euro zurückgetauscht werden können, besteht ein zeitlicher Druck das Geld auszugeben, damit es nicht an Wert verliert.

Der Chiemgauer für Unternehmen

Um als Geschäft partizipieren zu können, muss der Geschäftsinhaber ähnlich wie alle anderen Nutzer sein Geschäft beim „Chiemgauer regional e.V.“ registrieren und erhält somit Zugriff ein eigenes Chiemgauer-Konto und eine spezielle Regiocard für Unternehmen. Als Unternehmer hat er die Möglichkeit zwischen verschiedenen Tarifen sich zu entscheiden, die den monatlichen Mitgliedsbeitrag und die Höhe des Regionalbeitrags beim Rücktausch in Euro bestimmen. Nur für Geschäfte mit einem eher kleineren Chiemgauer Umsatz lohnt sich beispielsweise der Aktiv-Tarif mehr als der Standard-Tarif, da bei diesem zwar ein höherer Abschlag beim Rücktausch berechnet wird, gleichzeitig aber eben auch einen niedrigeren Monatsbeitrag zahlen müssen (chiemgauer.info, 2012). Mit 3% des Regionalbeitrags werden die entsprechenden Vereine unterstützt, während der restliche Betrag die Kosten für die Erzeugung der Chiemgauern und der anfallenden Bürokratie entrichtet werden.

Während die ersten teilnehmenden Geschäftsinhaber aus dem persönlichen Umfeld der Akteure des Vereins und dem Schulprojekt waren, hat die Anzahl sich über die Jahre stark vervielfacht und beträgt heute knapp um die 600. Neben der persönlichen Motivation der Geschäftsinhaber an diesem Projekt zu partizipieren, wirbt der Chiemgauer mit seiner Funktion als Marketinginstrument. Nach Angabe des Vereins führt die Teilnahme am Chiemgauerprojekt zu durchschnittlich sechs Neukunden. Auch halten sich die Fixkosten der Chiemgauernutzung für Unternehmer mit fünf oder zehn Euro pro Monat in Grenzen. Auch die Buchhaltung wird durch den Chiemgauer nicht beeinflusst, da er 1:1 mit Euro gleichgesetzt werden kann. Eine entsprechende Anleitung wird sogar durch den Chiemgauerverein für Verfügung gestellt (chiemgauer.info, 2012).

Werteinbettung

Der Chiemgauer tritt explizit mit dem Ziel auf, ein besseres Geld zu sein, was in der Vereinsatzung des Vereins festgeschrieben ist. Eine Währung, die neben den klassischen Aufgaben des Geldes, wie zum Beispiel als generalisiertes Handelsmedium oder zur Wertaufbewahrung zu wirken, weitere Ebenen hinzufügen beziehungsweise verändern möchte. Diese Änderungen stehen dabei unter dem Aspekt von verschiedenen Werten, die in das Geld implementiert werden. Die Nutzung des Chiemgauers schränkt den Nutzer in seinen Handlungsalternativen ein und zwingt ihn zu Handlungen, die unter dem Aspekt dieser Werte als moralisch korrekt geltend gemacht werden.

Die implementierten Werte sind neben der Förderung der regionalen Unternehmen auch die Unterstützung von Vereinen und für die Allgemeinheit arbeitenden Strukturen und der Gedanke einer gerechteren Verteilung von Reichtum. Der Chiemgauer soll mit seiner Struktur gegenüber dem Euro also ein nachhaltigeres Wirtschaften möglich machen (chiemgauer.info, 2012). Diese Vorstellung fußen unter anderem auf den Theorien von Silvio Gesell, Rudolf Steiner und aktuellen Protagonisten der Freiwirtschaftsbewegung wie Bernard Lietaer und Margrit Kennedy, die den Entwickler des Chiemgauers Christian Gelleri beeinflussten (Thiel, 2012).

Die Einbettung dieser Normen läuft über verschiedene Ebenen. Durch seine spezielle Konstruktion werden die klassischen Geldfunktionen verändert und den normativen Vorstellungen angepasst.

Die generalisierte Tauschfunktion des Geldes ermöglicht es als Surrogat für andere Waren zu fungieren und damit einen umständlichen Handelsprozess merklich zu vereinfachen, indem Händler ihre Bedürfnisse nicht mehr abgleichen müssen. Eine Funktion des Geldes ist also, dass es gegen jegliche Ware austauschbar ist. Diese Funktion wird beim Chiemgauer eingeschränkt. Neben der Tatsache, dass der Chiemgauer nur in einem sehr begrenzten Gebiet akzeptiert wird, kann er nicht gegen alle Formen von Waren oder Dienstleistungen eingetauscht werden. Ein Einkauf bei einem Discounter ist zum Beispiel nicht möglich. Prinzipiell sind diese zwar von einer Teilnahme nicht ausgeschlossen, doch findet sich unter den teilnehmenden Geschäften kein einziger Discounter, was an deren überregionalen Strukturen liegt. Der Nutzen des Chiemgauers beschränkt sich auf die Personen und Unternehmen in seinem Wirkungskreis.

Auch die Wertaufbewahrungsfunktion des Geldes wird durch den Umlaufimpuls verhindert. Das Geld verliert alle 3 Monate 2% seines Wertes und muss durch den Kauf von Aufklebern wieder aufgestockt werden. Bei einem 10 Chiemgauerschein fallen also alle 3 Monate 20 Cent Kosten an. Dieser Abschlag tritt sowohl bei Bargeld, als auch bei dem Giralgeld auf. Zwar kann man auch seine Chiemgauer auf einem speziellen Konto dauerhaft ohne Wertverlust parken, doch ist dieses Geld wie

eine längerfristige Anlage für den Anleger nicht mehr kurzfristig verfügbar. Da der Chiemgauer im Verhältnis von 1:1 gegen Euro umgetauscht wird, entsteht gewissermaßen bei einer Lagerung ohne Zinsgewinn ein doppelter Verlust durch den Umlaufimpuls und Inflation.

Ebenso erhöhen sich durch die 3% Regionalabschlag die Kosten für das Geld. Dieser Beitrag wird ausschließlich von den Unternehmen gezahlt, die als einzige den Chiemgauer wieder in Euro umtauschen können. Dies verändert die Kosten-Nutzen-Rechnung beim Einkauf dieser Unternehmen, selbst wenn sie aus rein ökonomischen Denken heraus handeln. Ein Einkauf bei regionalen Zulieferern, die auch den Chiemgauer akzeptieren, wird somit rational sinnvoller, da der Wertverlust durch den Rücktausch vermieden werden kann.

Fazit

Der Chiemgauer lässt sich mit den klassischen Geldtheorien nicht passgenau fassen, da er in seiner Art die Geldfunktionen anders ausgestaltet ist.

Statt Entfremdung versucht der Chiemgauer durch die regionale Beschränkung, ein Netzwerk lokaler Akteure herzustellen, welche am Allgemeinwohl interessiert sind. Durch die Vereinsstruktur konstituiert sich eine eigene Gruppe mit ähnlichen Zielen, in der sich Produzenten und Konsumenten gegenseitig kennen und eine Form von persönlicher Kontrolle prinzipiell noch möglich ist.

Auch ist der Chiemgauer kein Werkzeug, welches rein den ökonomischen Nutzen maximiert. Durch die 3%-Abgabe an die unterschiedlichsten Projekte und den im Vergleich zum Euro höheren Mehraufwand verlieren die Nutzer Kaufkraft, die sie anders noch investieren könnten. Der Chiemgauer erfordert durch seinen Gebrauch eine Zustimmung zu gewissen moralischen Vorstellungen, die Konsumverhalten, Regionalitätsvorstellungen und das Wohl der Allgemeinheit betreffen. Gleichzeitig übersetzt der Chiemgauer aber auch diese Werte auf eine ökonomische Ebene. Für Unternehmen stellt die Menge an Chiemgauer-Nutzern mittlerweile eine interessante Kundengruppe dar, die man gewinnen möchte. Gleichzeitig transformiert der Chiemgauer durch seine Beschränkungen Werte in ökonomische Logik und zwingt damit die Unternehmen das Geld in der Region zu belassen.

Dem Selbstzweckgedanken hält der Chiemgauer den Umlaufabschlag von 2% pro Quartal entgegen. Wer also nicht Geld verlieren will, muss es ausgeben und damit zirkulieren lassen. Die damit unterbundene Akkumulation des Geldes sorgt dafür, dass der klassische Gedanken dem sich selbst vermehrenden Geld ein Werkzeug entgegengesetzt wird, das den Gewinn bei reinen Geldgeschäften

zumindest schmälert. Zwar kommen diese Geschäfte in der jetzzeitigen Verbreitung des Chiemgauers praktisch nicht vor, sollen aber in ihrer Form ein Signalfeuer für eine bessere Währung die eine mehr an den Menschen orientierte und damit moralischere Wirtschaft sein.

Die in den Chiemgauer implementierten Handlungsbeschränkungen und –Aufforderungen müssen von ihren Nutzern befolgt werden. Wer sich für den Chiemgauer entscheidet ist an regionale Produkte gebunden und kann sich gegen die 3% Spendenabgabe nicht wehren. Für die Chiemgauer Nutzer stellt diese Abgabe allerdings auch die Möglichkeit dar ihre moralischen Vorstellungen für eine bessere Wirtschaft direkt in ihre Routinen einzubinden und sie passiv mit ihrem Einkaufsverhalten zu leben, ohne gesondert aktiv Zeit mit Spendenquittungen oder ähnlichem zu verschwenden. Da die Routinen nach kurzer Eingewöhnungszeit dem vorherigen Umgang mit dem Euro sehr ähnlich sind erfordert es nach der Lernphase am Anfang eine kaum höhere Anstrengung als die Standardwährung. Diese wird aber wegen dem sozialen Faktor gerne auf sich genommen (Thiel, 2012).

Der Chiemgauer ist damit abschließend keine Währung, die den Euro substituieren könnte, da er eng an ihn geknüpft ist. Trotzdem zeigt er, dass Geld nicht als ein einzelnes Medium erfasst werden kann, sondern verschiedene Gelder mit unterschiedlichen Möglichkeiten nebeneinander zirkulieren können.

Literaturverzeichnis

chiemgauer.info. (2012). Abgerufen am 25. September 2012 von www.chiemgauer.info

Dornbusch, R., & Fischer, S. (2002). *Makroökonomik*. München: Oldenbourg.

Engels, F., & Marx, K. (2012). *Gesamtausgabe: Abt. 2, "Das Kapital" und Vorarbeiten: Bd. 4, Ökonomische Manuskripte 1863 - 1868: Teil 3*. Berlin: Akademie-Verlag.

Parsons, T. (2000). *Das System moderner Gesellschaften*. Weinheim: Juventa-Verlag.

Simmel, G. (1989). *Philosophie des Geldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Thiel, C. (2012). *Das bessere Geld : Eine ethnographische Studie über Regionalwährungen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Weber, M. (1985). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.

Zelizer, V. A. (1997). *The social meaning of money*. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Ziegler, F. (2009). *Konzept, Umsetzung und Akzeptanz einer Regionalwährung am Beispiel des "Chiemgauers". Eine Untersuchung aus Unternehmer- und Verbrauchersicht*.

Abgerufen am 12. 10 2012 von Chiemgauer.info:
http://www.chiemgauer.info/fileadmin/user_upload/Theorie/DA_CH_Ziegler.pdf

Abbildung 1.....71
Abbildung 2.....71



Abbildung 1



Abbildung 2

Distinktion durch konstruierte Wissenshorizonte

Im Folgenden beziehe ich mich auf Habermas Theorie der kommunikativen Handlungen und möchte herausarbeiten, wie gemeinsames Hintergrundwissen die unmittelbare Interaktion beeinflusst. Ich beschränke mich hier auf die rein sprachliche Kommunikation, lasse Formen der nonverbalen Kommunikation außen vor. Zuerst stelle ich die Bedingungen für eine erfolgreiche kommunikative Handlung vor und lege mein Hauptaugenmerk auf die Einbettung in die direkte Interaktion zwischen zwei oder mehreren Akteuren. Im späteren Verlauf möchte ich die Frage klären, ob und wie unterschiedliche Wissenshorizonte einen Einfluss auf die direkte Kommunikation haben, sowie man anhand sprachlicher Mittel den Wissenshorizont der Beteiligten auf die Probe stellen kann.

Damit sprachliche Kommunikation überhaupt erst zustande kommt, müssen die jeweiligen Interaktionsteilnehmer über einen gemeinsamen Wissenshorizont verfügen. Aus diesem schöpfen die Teilnehmer ihre Ressourcen, die sie für die Interpretationen der Lautäußerungen benötigen, um ihrerseits wieder adäquat reagieren zu können. Essentiell ist hier die gemeinsame Sprache. Innerhalb dieses Wissenshorizontes befinden sich also einerseits die sprachlichen Ausdrücke als Symbole für Dinge in der Welt, die Vokabeln, sowie eine Struktur, diese Symbole in eine Ordnung zu bringen, um komplexe Sachverhalte zu vermitteln, die Grammatik. Aber das ist nur das Grundgerüst der Sprache. Für eine verständigungsorientierte Interaktion benötigt man Objekte, die in der Interaktion behandelt werden. Diese Objekte konstituieren sich aus einem gemeinsamen Wissenshorizont. Kulturelle Selbstverständlichkeiten sind ebenso Teil dieses Horizontes, wie grundsätzliche Annahmen für die jeweilige Lebenswelt. Entscheidend für die Interaktion ist ein gemeinsames Wissen über die Welt, sowie das Wissen über dieses gemeinsame Wissen (Goffman 1994, S.63).

Allerdings verbinde ich einen Wissenshorizont auch mit einer bestimmten Denkweise, die gewisse kognitive Verknüpfungen priorisiert und so den Austausch zwischen, in ihrer Denkweise ähnlich arbeitenden, Individuen erleichtert. Aber wie konstituieren sich diese Formen des gemeinsamen Hintergrundwissens?

Einerseits entstehen Wissenshorizonte durch die jeweilige Lebenswelt, in der ein Individuum aufwächst. Durch Erziehung, Sozialisation und Bildung entsteht ein solides Grundgerüst an

Alltagswissen, welches den oberflächlichen Austausch mit anderen Individuen möglich macht. Dieses Alltagswissen variiert von Kultur zu Kultur, was sich in bestimmten Ritualen und Gebräuchen äußert. Aber auch innerhalb eines Kulturkreises kann das Alltagswissen stark variieren.

Wissenshorizonte entstehen jedoch auch in der direkten Interaktion. Durch kognitive Bezugnahme auf etwas Weltliches, wird der Wissenshorizont des Akteurs für diese Situation um diesen kognitiven Gegenstand bereichert. Bringt er diesen zur Sprache, hat dieser Gegenstand das Potenzial, im Mittelpunkt der weiteren Interaktion zu stehen.

Durch Bildung kann der Wissenshorizont bewusst erweitert werden. Das erhöht das Potential erfolgreich in sozialen Situationen zu agieren. Jedoch ist in der Situation selber eine andere Form des Wissenshorizontes entscheidend und zwar die, der kognitiven Auffassungsgabe und Verknüpfung zu sinnvollen Äußerungen.

Man muss zwischen dem inkorporierten und dem situativ konstituierten Wissenshorizont unterscheiden. Situativ konstituierte Wissenshorizonte entstehen unbewusst. Man selektiert seine Umwelt anhand seiner kognitiven Wahrnehmung und erweitert so seinen momentanen Wissenshorizont, um ihn für die direkte Interaktion fruchtbar zu machen. Unterschiedliche Wahrnehmungen beeinflussen den Interaktionsverlauf. Je nachdem, ob alle Beteiligten das Gleiche wahrnehmen oder nicht, befähigt das Wahrgenommene, es zum Objekt der Interaktion zu machen. Die Wahrnehmung kann auch zeitlich versetzt stattfinden, solange alle Beteiligten schlussendlich ein ähnliches Bild des kognitiven Gegenstandes haben.

Wenn sich der Wissenshorizont der beteiligten Teilnehmer unterscheidet, wirkt das abgrenzend. Je nachdem, was gerade Gegenstand der Interaktion ist, werden diejenigen ausgegrenzt, die nicht über das notwendige Potenzial verfügen, erfolgreich an der Interaktion teilzunehmen. Wissenshorizonte in Form von Bildung wirken aufgrund schichtspezifischer Reproduktion stratifizierend. Bestimmten Gruppen wird so die Legitimität ihrer Denkweise genommen, da sie nicht über die nötigen Kompetenzen verfügen, sich gesellschaftlich relevanten Herausforderungen zu stellen. Das äußert sich auch in der direkten Interaktion, besonders beim kommunikativen Handeln.

Kommunikatives Handeln ist auf Verständnis und Akzeptanz ausgelegt. Ein Akteur möchte, dass seine Aussage nicht nur Verstanden, sondern auch angenommen wird. Jürgen Habermas stellt drei Geltungsansprüche vor, nach denen man eine solche Aussage zurückweisen kann. Je nachdem auf welchen Bezug von Welt man sich stützt, kann eine Aussage auf ihren

Wahrheitsgehalt, ihre Wahrhaftigkeit oder ihre Richtigkeit hin angefochten werden (Habermas 1981, S.411). Alle diese drei Geltungsansprüche setzen einen geteilten Wissenshorizont voraus. Alternativ kann er im direkten Diskurs geschaffen werden. Ein gewisses Kontextwissen ist für kommunikatives Handeln also erforderlich, um die Akzeptanz zu gewährleisten. Nicht-Akzeptanz muss im Diskurs verarbeitet werden. Eine Aussage, entsprungen aus einer unkonventionellen Denkweise, welche nicht den Geltungsansprüchen der anwesenden Interaktionsteilnehmer genügt, kann einfach abgelehnt werden. Kommunikatives Handeln ist auf Akzeptanz ausgelegt und unterliegt damit dem Konsens über Wahrhaftigkeit, Richtigkeit und Wahrheit. Die Ablehnung einer Aussage ist also nicht immer rein Inhaltlich, sondern auch geprägt durch die jeweilige Lebenswelt, bei der unkonventionelle Gedankengänge noch nicht einmal als diskutabel erachtet werden. So etwas gilt dann als Tabuthema und wird innerhalb des öffentlichen Diskurses ausgeschlossen.

In der direkten Interaktion ist es entscheidend, in welchem Verhältnis das Gesagte zum Gemeinten steht. Im Optimalfall entspricht der propositionale Gehalt dem sprachlichen Ausdruck. Eine Analyse der Lautäußerung führt also zum Verstehen der Aussage. Oftmals sind aber Lautäußerungen unscharf und nur im Kontext verständlich oder durch sprachliche Mittel beeinflusst. Bei der rhetorischen Figur der Ironie stehen sich der propositionale Gehalt einer Aussage und die wörtliche Bedeutung konträr gegenüber. Ein Verstehen dieser Aussage innerhalb einer Interaktion ist also nur mit einem gleichen Hintergrundwissen möglich. Anhand dieses Mittels kann der Akteur die Reichweite des Wissenshorizontes der anderen Interaktionsteilnehmer einschätzen. Denn bei einer solchen Aussage will ausschließlich das Gemeinte verstanden werden, das Gesagte ist nur Schmuck. Es ist nur möglich, adäquat auf eine ironische Aussage zu reagieren, wenn sich der Wissenshorizont gleicht. Aus der Sicht des Urhebers der ironischen Aussage, ist das Gemeinte im Gesagten impliziert, für einen Außenstehenden mit einem unpassenden Wissenshorizont, ergibt sich diese Implikation nicht und durch die Anfechtung dieser Aussage, offenbart er die Differenz der beiden Horizonte. Der Urheber der ironischen Aussage kann anhand der Reaktion der Interaktionsteilnehmer feststellen, ob die Aussage auch als eine ironische verstanden wurde, um für sich festzustellen, ob die Wissenshorizonte sich gleichen. Ironie fungiert so als distinktiver Code. Sie ermöglicht den Eingeweihten innerhalb der direkten Kommunikation ein Mittel, sich abzugrenzen und nur unter sich zu kommunizieren. Die Interaktion erhält so einen distinktiven Charakter; aber zu welchem Zweck? Die Handlungen der Eingeweihten sind nicht mehr kommunikativ, sondern verdeckt strategisch. Sie haben so die Möglichkeit, aufgrund ihres gemeinsamen Wissenshorizontes ihren Informationsfluss zu erhöhen, andere

aufgrund ihrer mangelnden Kompetenz zu denunzieren oder, nach Goffman, dafür zu sorgen, die Rechte innerhalb der Interaktion ungleich zu verteilen (Goffman 1994, S.67).

Man benötigt für erfolgreiches kommunikatives Handeln ein gemeinsames Hintergrundwissen, sowie kontextspezifisches Wissen. Ist einer der beiden Wissensressourcen nur beschränkt vorhanden, kommt es schnell zu Ausgrenzungen der benachteiligten Interaktionsteilnehmer. Diese Benachteiligung kann leicht ausgenutzt werden, um sich persönlich einen Vorteil zu verschaffen. Jedoch wäre die Gleichförmigkeit von Bildung und Denkweise auch kein idealer Zustand, da dann der öffentliche Diskurs hinfällig wird. Der ist jedoch notwendig, um gesellschaftliche Tendenzen kritisch zu hinterfragen.

Quellen:

Goffman, Erving (1994): Die Interaktionsordnung, in ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M: Campus.

Habermas, Jürgen (1981): Soziales Handeln, Zwecktätigkeit und Kommunikation. Band 2. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Johannes Gutenberg - Universität Mainz

Institut für Soziologie

Übung: Soziologische Theorien

Leitung: Björn Krey

Alina Rehbein

BA Soziologie, Philosophie

Matrikelnummer: xxxxxxxx

Sommersemester 2012

Abgabetermin: 24.08.2012

Akustische Diskriminierung als Teenagerabwehr

Inhalt

Die Goethe-Anlage

Der Mosquito

Latour und die Akteur-Netzwerk-Theorie

Modifikation der technischen Neuerung und das Wesen der Technik

Diskriminierung durch Technik

Mein Fazit zur technischen Teenagerabwehr

Die Goethe-Anlage

Mitten im dicht besiedelten Kasseler Stadtteil Vorderer Westen gibt es eine Grünanlage, in der ich einen großen Teil meiner Jugend verbracht habe. Sie liegt sehr zentral, ist somit gut erreichbar, aber dadurch auch direkt von Wohnhäusern umgeben. Jeden Sommer treffen sich dort die Erwachsene, Kinder und Jugendlichen aus unserem Stadtteil, spielen Federball, grillen, reden, und das abends auch gerne bei dem einen oder anderen Bier. Je bekannter dieser Ort wurde, desto später und lauter wurden die Treffen und mit der Zeit beschwerten sich immer mehr Anwohner. Die Jugendlichen wurden aufgefordert, leiser zu sein und das Ordnungsamt fuhr sporadisch durch die Grünanlage, um die Jugendlichen zu ermahnen. Doch die Beschwerden der Anwohner gingen nicht zurück. Also wurde ein Alkoholverbot ab 22 Uhr verhängt und die Einhaltung dieses Verbotes wurde regelmäßig von der Polizei kontrolliert.

Das Alkoholverbot wurde durch Schilder an den Eingängen der Grünanlage verkündet. Besagte Schilder fungieren also als „Mittler“ (Latour, S. 48) zwischen Anwohnern, Polizei und lärmstiftenden Jugendlichen, sie übersetzen den tragen den Sinn

weiter und bilden die „disziplinarische Beziehungen“ (Latour, S. 49); schon an dieser Stelle wird die Verantwortung an einen nichtmenschliche Aktanten abgegeben.

Durch einen Bericht in der örtlichen Presse und Gesprächen mit anderen Kasseler Jugendlichen wurde ich auf das Thema dieses Essays, den „Mosquito“ (eine Ultraschallsirene, die nur von Jugendlichen gehört wird und diese durch ihre unangenehmen Geräusche vertreiben soll) aufmerksam. Gerüchten zufolge ist die Installation dieser Mosquitos in der Grünanlage im Gespräch (gewesen). Daraufhin habe ich im Internet recherchiert und mit Polizei, Ordnungsamt und Stadtverordneten gesprochen, allerdings konnte mir niemand weitere Informationen geben und der Einsatz von Mosquitos und auch dessen Planung wurden vehement verneint. Wahrscheinlich ist an den Gerüchten nichts dran, wenn aber doch, wage ich zu bezweifeln, dass in der Planungsphase Informationen weitergegeben würden. Für dieses Essay ist es prinzipiell irrelevant, weil der konkrete Ort austauschbar ist. Es ist bekannt, dass der Mosquito schon an vielen öffentlichen Plätzen eingesetzt wird, erstmalig 2006 vor einer Bäckerei in Newport, South Wales, um Jugendliche von ihrem nahegelegenen Treffpunkt zu vertreiben (http://de.wikipedia.org/wiki/The_Mosquito).

Gerüchten zufolge macht sich auch ein Mainzer Club, der Besucher über 25 Jahren bevorzugt, dieses Gerät zu Nutzen, um ungeladene Gäste erst gar nicht zu den Türstehern vordringen zu lassen.

In diesem Essay betrachte ich eine fiktive öffentliche Grünanlage, deren bisheriger Verlauf dem in der Goethe-Anlage gleicht und in der nun der Moskito eingeführt wird.

Der Mosquito

„If you have issues with groups of people loitering near your home, business or other private property, then you’ll know the disruption and stress they can cause to everyday life. Anti-social behaviour is a serious problem and unfortunately there is often very little that you or the police can be do to prevent it.“ (<http://www.compoundsecurity.co.uk>)

Der Sicherheitssystemanbieter compound security systems (css) hat eine Lösung für dieses Problem entwickelt: den Mosquito. Der Mosquito ist ein 2006 von dem britischen Ingenieur Howard Stapleton entwickelter Lautsprecher, welcher Ultraschalltöne sendet, die nur von Jugendlichen (ca. 15 – 25 Jahre) gehört werden, es handelt sich hierbei um den Bereich zwischen 17 kHz und 18,5 kHz. Die Töne werden von den Betroffenen als sehr unangenehm empfunden, rufen aber laut css keine körperlichen Schmerzen hervor. Die Vertreiber des Mosquitos bezeichnen ihn als „das wirksamste Mittel im Kampf gegen antisoziales

Verhalten“ (<http://www.compoundsecurity.co.uk>) und vor allem in Großbritannien, aber auch in Österreich, der Schweiz und Deutschland wird häufig von ihm Gebrauch gemacht.

Georg Simmel beschreibt das Ohr als „dazu verurteilt, alles zu nehmen, was in seine Nähe kommt“ (Simmel, S. 730), es ist eines der empfindlichsten Organe des menschlichen Körpers und wird hier gezielt als Angriffspunkt genutzt.

In Frankreich wird der Mosquito übrigens auch „Beethoven“ genannt, was eine Anspielung darauf sein könnte, dass der Erfinder während der Entwicklung des Gerätes schon lange das Wirkungsalter des Mosquitos überschritten hatte. Daher testete er seine Erfindung an den eigenen Kindern.

Css sieht die Jugendlichen, die „antisoziales Verhalten“ an den Tag legen, allerdings nicht nur als Feindbild, sondern auch als Abnehmergruppe: 2006 entwickelten sie einen Handy-Klingelton auf der Hochfrequenz, der es Schülern ermöglicht, im Unterricht ihr Handy laut gestellt zu lassen, ohne dass der Lehrer etwas davon mitbekommt.

Ich werde mich im Folgenden näher mit dem Mosquito auseinandersetzen und auf der Basis von Latour's Soziologie seine Funktion und seinen Einfluss auf die Gesellschaft näher beleuchten. Dabei werde ich zu Beginn die Punkte Latour's Theorie anführen, welche mit für die Betrachtung des Mosquitos wichtig erscheinen, im Anschluss daran werde ich sie auf diesen anwenden und am Ende des Essays Stellung dazu nehmen.

Latour und die Akteur-Netzwerk-Theorie

Bruno Latour ist ein französischer Philosoph und Soziologe, er selbst bezeichnet sich als „empirischen Philosophen“ (Latour, S. 17). Latour ist Mitbegründer der Akteur-Netzwerk-Theorie und setzt sich in diesem Zusammenhang mit der Wissenschaftsforschung und den Netzwerken auseinander, welche von Technik, Natur und Sozialem erzeugt werden. Dabei sieht er nicht nur Menschen, sondern auch „nicht-menschliche Wesen“ (Latour, S. 39) als Handlungsträger, also Akteure (oder Aktanten). Dies führt zu einer objektlosen Soziologie: „es gibt weder Objekte noch Subjekte“ (Latour, S. 38). Nach ihm besteht die Welt aus „Assoziationsketten [...] von Menschen (M) und nicht-menschlichen Wesen (NM)“ (Latour, S. 39). Jedes Wesen, ob menschlich oder nicht-menschlich, hat ein „Aktionsprogramm“, ein „Skript“, dessen Störung als „Gegenprogramm“ bezeichnet wird (Latour, S. 21; 47).

Modifikationen der technischen Neuerung und das Wesen der Technik

Nach Latour kann die Funktion des Mosquitos als „technische Neuerung“ durch die folgende „Modifikation“ beschrieben werden (vgl. Latour S. 24; 25):

1. „Hinzufügen neuer Wesen“: Der Mosquito wird der Situation beigefügt (bisher: Anwohner, Jugendliche, Ordnungsamt, Polizei, Geräuschkulisse).
2. „Übergang von einem Akteur des Programms zum Gegenprogramm oder umgekehrt“: Die Geräuschkulisse wurde zu Beginn von den Jugendlichen bestimmt und soll nun gegen sie verwendet werden.
3. „Zustandsveränderung eines Akteurs, der sich mit neuen Eigenschaften wiederfindet“: die Anwohner sind zufrieden, die Jugendlichen unzufrieden, die Polizei entlastet.
4. „Substitution zwischen Wesen“: Die Polizeibeamten werden durch den Mosquito ersetzt, welcher nun deren Funktion erfüllt.
5. „Verwandlung in eine black box“: nach einiger Zeit wird sich der Einfluss des Mosquitos ins Verborgene zurückziehen. Jugendliche, die den beschriebenen Übergang nicht miterlebt haben, werden nur das Resultat sehen, nicht aber den Weg.

Außerdem lässt sich am Beispiel des Mosquitos das „Wesen der Technik“ nach Latour nach sehr gut nachvollziehen; um dies zu zeigen habe ich drei Zitate (Latour, S. 17; 19; 21) ausgewählt:

- „Die Technik definiert sich durch die Vermittlung der Beziehungen zwischen den Menschen einerseits, zwischen Menschen, Dingen und Tieren andererseits.“

Der Mosquito beeinflusst die Beziehung zwischen den Menschen auf vielfache Weise: Jugendliche, Anwohner, Polizei und Ordnungsamt werden über ihn diskutieren; das Aggressionspotential auf Seiten der Anwohner ist gesunken, bei den Jugendlichen ist es gegenüber ersteren und der Stadt Kassel angestiegen.

Außerdem vermittelt er zwischen Menschen, Dingen und der Natur: Die Jugendlichen werden durch die Ultraschallsirene dazu gezwungen, sich an das von dem Schild gegebene Aktionsprogramm zu halten; sie werden auch davon abgehalten, viel Müll zu erzeugen, weil sie sich nicht mehr so lange in der Grünanlage aufhalten können, dadurch wird diese geschützt.

- „Niemand hat je reine Technik gesehen – und niemand je reine Menschen.“

Die Menschen sind von Beginn ihres Lebens durch Technik geprägt, und diese von ihnen. Auf dieses Beispiel bezogen lässt sich dieses Zitat folgendermaßen anwenden: sobald der Mosquito in der Goethe-Anlage eingeführt wird, werden alle in ihr stattfindenden Interaktionen durch ihn mitbestimmt sein: das Zeitfenster, die Gesprächsthemen, die Gegenversuche. Gäbe es das Problem der Lärmbelästigung durch Jugendliche nicht, wäre der Mosquito erst garnicht erfunden worden, denn Technik wird immer nur produziert, um die Probleme der Menschen zu lösen.

- „Das mechanisierte Menschenwesen macht einem automatischen Mechanismus Platz“

Die Polizisten, die in der Grünanlage allein für die Aufgabe der Vertreibung unruhestiftender Jugendlichen instrumentalisiert wurden, werden durch den Mosquito substituiert, das Aktionsprogramm wird auf den Mosquito übertragen (vgl. Latour, S. 19).

Der Interpretationskonflikt

Nun stellt sich die Frage, wie diese technische Neuerung zu bewerten ist. In Latours Beispiel von der Katzentür konnte der „Interpretationskonflikt“ durch einen „Kompromiss mit anderen Wesen, Dingen und Menschen“ (Latour, S. 19; 22) gelöst werden. Doch ist nach der Einführung des Mosquitos noch ein Kompromiss möglich? Kann man Anwohner und Jugendliche zugleich zufriedenstellen? Man könnte sagen, dass die bisherige Regelung - Alkoholverbot ab 10 Uhr abends, welches durch den Mosquito durchgesetzt werden würde - schon ein Kompromiss sei: die Jugendlichen könnten den Tag in der Grünanlage verbringen und die Anwohner hätten ab 22 Uhr ihre Ruhe. Allerdings sind in diesem Zusammenhang juristische Fragen, die Einschränkung der Freiheit des Individuums betreffend, noch ungeklärt.

Bei dieser Perspektive ergeben sich allerdings zwei Unstimmigkeiten: Zum einen ist das Problem der lärm erzeugenden Jugendlichen nicht gelöst, wenn man sie von einem Platz vertreibt. Sie werden sich einen anderen Ort suchen und auch dort wird es verärgerte Anwohner geben.

Zum anderen habe ich bisher eine wichtige Trennung ausgelassen: die zwischen den lärmstiftenden Jugendlichen und denen, die den Geräuschpegel nicht überschreiten, nicht

übermäßig viel Alkohol konsumieren und auch keinen Müll hinterlassen. Schon für einen Menschen ist es schwierig, diese beiden Gruppen zu unterscheiden; für den Mosquito ist es unmöglich. Und somit ist der Punkt erreicht, an dem kein akzeptabler Kompromiss mehr zu schließen ist, denn es gibt keine Rechtfertigung, friedfertigen volljährigen Menschen den Aufenthalt an einem öffentlichen Platz zu verweigern, egal ob zu Tages- oder Nachtzeit.

Hier liegt meiner Meinung nach auch ein Problem bei Latour's Idee einer objektlosen Theorie der Soziologie vor. Menschen und Dinge sind gleichrangig an Interaktionen und Handlungen beteiligt, allerdings kann man sie trotzdem nicht gleichsetzen, denn Dinge sind im Gegensatz zu Menschen nicht immer in der Lage, ihr Aktionsprogramm aktiv mitzugestalten und somit in ihrem Handlungsspielraum extrem eingeschränkt. Einige Aufgaben können nicht an nicht-menschliche Wesen delegiert werden, ohne Verluste hervorzurufen.

Diskriminierung durch Technik

Der Mosquito stellt einen klaren Fall von Diskriminierung durch Technik dar. Jugendliche werden hier pauschalisiert und zu einer „Gruppe von Menschen, die in eine Gesellschaft nur unvollständig integriert sind“ (www.duden.de) degradiert. Diese neu entstandene Randgruppe wird nun von öffentlichen Plätzen verbannt und sie werden illegitimerweise unberechenbaren Gesundheitsgefährdungen ausgesetzt.

Ich verweise an dieser Stelle darauf, dass die Rolle des Jugendlichen einen Sonderfall darstellt: Jugendlichkeit ist weder im eigentlichen Sinne angeboren, noch zugeschrieben; jeder durchläuft diese Phase in seinem Leben, kann nichts dagegen unternehmen, aber sie ist auch vergänglich. Diese Rolle kann also nicht klar in die gängigen Rollenzuordnungen *achieved* und *ascribed* eingeordnet werden.

Leider kann ich im Rahmen dieses Essays nicht näher hierauf eingehen.

Mein Fazit zur technischen Teenagerabwehr

Wie meine bisherigen Überlegungen gezeigt haben, bringt eine technische Neuerung wie der Mosquito sowohl Vor- als auch Nachteile mit sich. Er ist eine praktische Möglichkeit, sich vor lärmenden Jugendlichen zu schützen. Aber in diesem Fall ist der Weg des geringsten Widerstandes mehr als unangebracht.

Zum einen werden hier Jugendliche, die Menschen, die unsere Gesellschaft in Zukunft tragen sollen, vertrieben, diskriminiert und alleine gelassen. Anstelle dieser einfachen Vertreibung wäre es notwendig, Orte zu schaffen, an denen sich Jugendliche geschützt aufhalten können.

Zum anderen bringt der Mosquito, wie oben schon angedeutet, eine neue Form der Diskriminierung mit sich. Sowohl die Schaffung als auch die Abgrenzung von Randgruppen, die mit solchen Geräten einhergeht, kann einen nicht mehr zu kontrollierenden Verlauf nehmen. Es wird sehr schwierig sein, die Grenze zwischen Schutz der breiten Masse und Verletzung der Rechte des Einzelnen zu ziehen.

Die aktuelle Diskussion über den Einsatz von Schallkanonen gegen Piraten oder Demonstranten zeigt, wie brisant solche technischen Möglichkeiten sind. Auch die Schallkanone zielt auf das Gehör, auch sie kann nicht zwischen friedlichen Demonstranten und Randalierern unterscheiden – und im Gegensatz zum Mosquito ist sie auch eindeutig gesundheitsgefährdend.

Noch besteht Unklarheit darüber, ob er überhaupt legal ist. Der Mosquito kann momentan sowohl von staatlichen Instanzen als auch von Privatleuten eingesetzt werden.

Meines Erachtens ist er eine waffenscheinfreie Waffe. Jugendliche brauchen menschliche Ansprechpartner statt noch mehr Technik.

Literaturverzeichnis

Latour, Bruno (1993): Kleine Soziologie alltäglicher Gegenstände. S. 17-27 und 37-52 in: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademie 1996

Simmel, Georg (1992, 1922): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe BD. 11. Frankfurt: Suhrkamp.

http://de.wikipedia.org/wiki/The_Mosquito

<http://www.compoundsecurity.co.uk>

<http://www.heise.de/tp/artikel/24/24893/1.html>

<http://www.spiegel.de/schulspiegel/leben/pieptonfolter-gegen-jugendliche-hier-kommt-die-tinnitus-attacke-a-549176.html>

Lieber Kommilitone, liebe Kommilitonin,

du hältst die erste, noch etwas experimentelle Ausgabe von „**Texte über Texte**“ in deinen Händen und hast es bist auf die letzte Seite geschafft!

Dann brauchen wir dringend **deine Meinung!** Für uns, die Fachschaft Soziologie, handelt es sich hier um neues Terrain. Deshalb wollen wir wissen, wie dir die Ausgabe gefallen hat, welche Verbesserungsvorschläge, Wünsche und Anregungen du hast, und ob sich der Aufwand für weitere Ausgaben lohnt.

Erreichen kannst du uns per Mail (*texteuebertexte@gmail.com*), per Facebook-Nachricht (an „Fachschaft Soziologie“) oder indem du den folgenden Rückmeldezettel ausfüllst und in unseren Briefkasten (Foyer im Georg-Forster-Gebäude) wirfst. Auch wenn du selbst einen Text geschrieben hast, den du gerne deinen Kommilitonen zeigen würdest, kannst du dich gerne an uns wenden. Wir freuen uns über jeden neuen Text.

Das Ganze lohnt! Unter allen Rückmeldebögen verlosen wir 3 **Amazon-Gutscheine** im Wert von jeweils 5 Euro. Wenn du teilnehmen möchtest, gib bitte deine Mail-Adresse an.

Aufbau

Sehr gut Sehr schlecht

Themenbreite

Sehr gut Sehr schlecht

Preis-Leistungsverhältnis

Sehr gut Sehr schlecht

Layout

Sehr gut Sehr schlecht

Wovon würdest du gerne mehr sehen (z.B. Hausarbeiten, Essays)?

Was willst du noch loswerden?

Mail-Adresse zur Teilnahme am Gewinnspiel: